

MOLL: BRIGITTE



DIE SCHLESISCHEN MONATSHEFTE

8

AUGUST 1932

9. JAHRGANG

PREIS 1 RM

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Jahrgang IX

Nummer 8

Herausgeber: Kulturbund Schlesien

Schriftleiter: Prof. Dr. Franz Landsberger, Breslau 18, Kirschallee 18

Verlag: Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriftenabtlg., Breslau 1, Schuhbrücke 83

Druck und Bildstöcke: Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1

Die Schlesischen Monatshefte sind das Mitteilungsblatt nachstehender Vereinigungen:
Kunstgewerbeverein für Breslau und Schlesien / Gesellschaft der Kunstfreunde / Schlesischer
Bund für Heimatschutz / Verein für Geschichte der bildenden Künste / Künstlerbund
Schlesien / Schlesischer Landesverband des deutschen Werkbundes / Universitätsbund Breslau
Vereinigung für Natur- und Heimatschutz des Kreises Freystadt / Breslauer Orchester-Verein
Humboldtverein für Volksbildung / Breslauer Bachverein / Schlesische Gesellschaft für
vaterländische Kultur / Hausfrauenbund Breslau, Berufsorganisation / Liegnitzer Kunstverein
Kunstverein für die Lausitz, Görlitz / Gesangverein Breslauer Lehrer

Inhalt des Augustheftes:

Guido Franz-Josef Leitgeb: Junge Schlesische Bildhauerkunst

Gerhard Menzel: Wiederkunft. Erzählung

Oskar Moll: Bildnis seiner Tochter

Hildegard Maiwald: Sachsengänger. Lichtbild

Eine Hindenburgbüste der Breslauer Universität

Hans Georg Burghardt: Klavierstück

Prof. Dr. Franz Landsberger: Eine hl. Barbara im Oberschlesischen
Museum in Gleiwitz

Ilse Molzahn: Für eine Frühvollendete. Gedicht

Prof. Gustav Wolf: Lichtbildnerie und Fachschulung

Rundschau: Musik: Stud.-Rat Bilke / Bildende Kunst: Dr. Schellen-
berg, Direktor Giese, Dr. Max Goering, Dr. Grundmann /
Schlesischer Wirtschaftsspiegel: Martin Darge / Der neue
Elefantenbrunnen / Der Wassersipo. Zeichnung von Gerhard
Stein

Bücher

Schlesisches Himmelreich

Die Schlesischen Monatshefte erscheinen am Monatsersten. Bezugspreis vierteljährlich
3 RM. Einzelheft 1 RM. Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder
Postanstalt aufgegeben werden oder direkt beim Verlag Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriften-
Abteilung, Breslau 1, Schuhbrücke 83 (Postscheckkonto Breslau 31151. Fernsprecher 52611)

Anzeigenpreis: $\frac{1}{7}$ $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{4}$ $\frac{1}{8}$ $\frac{1}{16}$ Seite | Bei Wiederholungen Rabatt
160 85 45 24 12,50 RM.

Manuskripte und Besprechungs-Exemplare sind direkt an die Schriftleitung zu senden.
Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn ausreichend Porto beiliegt.

Alc K Nr 58 / 74 / CS

„Zbiory Śląskie“



Guido Franz-Josef Leitgeb

JUNGE SCHLESISCHE BILDHAUERKUNST

Die Bildhauerkunst hat in Schlesien einen guten Nachwuchs an jungen Begabungen. Sie zu nennen, ihren Bildungsgang, ihre Wesensart zu erläutern, das ist der Zweck dieser Zeilen.

Von Helge Mekler sei kurz berichtet, daß sie am 21. April 1901 in Breslau geboren wurde und ihre Kindheit in der Münsterstadt Straßburg verlebte. Nach ihrer Schulzeit bezog sie die Holzbildhauerklasse der Handwerker- und Kunstgewerbeschule sowie die Klassen von Prof. von Gosen und Prof. Bednorz an der Akademie Breslau. Um das Ende ihrer Studienzeit hatte sie die Möglichkeit, für einen oberschlesischen Schulhausneubau lebensgroße Portalfiguren zu schaffen, die ihre Kenntnisse bedeutend erweiterten. Bereits 1925 entstand der Kopf von Prof. H. Biltz-Breslau. Eine Figurengruppe (Abb. 2) im Besitz des Schlesischen Museums der bildenden Künste fesselt durch die geschlossene, blockartige Wirkung. Die Komposition ist überraschend einfach gelöst. Die dominierende Haltung der stehenden Gestalt dieser zweifigurigen Gruppe wird dadurch erreicht, daß sich die zweite weibliche Figur an einen niedrigen Unterbau anlehnt und auf diese Weise halbsitzend wirkt. Ein lebhafteres Fließen der zarten Linien wird durch die gegenseitige Umschlingung bewirkt und erfährt durch die Gegenbewegung der Blickrichtung eine charakteristische Steigerung. Die Bewegung läuft in den Falten des Tuches weiter, das über ein Sockelstück geworfen ist. Das aufhorchende Moment der Spannung im Widerspiel der Blicke findet in der Arm-bewegung und der Überschneidung der Schenkel den Ausdruck der Zusammenfassung dynamischer Kräfte. Die Oberfläche ist melodiös gelockert. Bei einem weiblichen Halbakt von klassischer Grazie (Abb. 1) tönt die seelische Bewegung noch mehr nach innen. In jüngster Zeit wandte sich die Künstlerin mit Erfolg der Keramik zu.

In der nach innen gekehrten Haltung klingen verwandtschaftlich Arbeiten von Marianne Hellwig-Blaauw an. Die Bildhauerin stammt aus dem Kreise Angermünde (geb. 13. August 1905), studierte gleichfalls an der Breslauer Akademie und war gleichen Lehr-einflüssen unterworfen. Otto Mueller war ihr Lehrer im Aktzeichnen, und hieraus erklärt sich der Zug zur Vereinfachung der Linie. Ihre Arbeiten tragen, zum Unterschiede von

Arbeiten der Plastikerin Mekler, eine mystische Note, die zweifellos aus ihrem religiösen Empfinden erwächst. Eine Madonna (1929) empfängt ihre sakrale Haltung durch die schlichte, ruhige Hülle des Mantels, der faltenlos die zarte Figur der jungfräulichen Himmelskönigin umfängt (Abb. 4). Bei einer „Badenden“ dominiert der stillergebene Blick, der auch dieser Figur einen Zug ins Übersinnliche gibt. Kniende, betende Kinder sind Argumente der religiösen Bewegtheit der Künstlerin, die andererseits genügend Bindung mit der Natur besitzt, wie die Kleinplastik einer Liegenden beweist, um ihr Schaffen nicht ins Abstrakte ausufern zu lassen. Auch setzt sie sich von Zeit zu Zeit immer wieder mit Realitäten auseinander, wie ihre Bildnisköpfe (Abb. 3) zeigen.

Diese reale Seite betont vor allem Ingeborg Jaeger-Uthoff in ihrer Kunst. Durch ihre Arbeiten weht ein Zug von frischer Vitalität. Sie stammt aus Breslau (geb. 29. Dezember 1902) und beschäftigte sich bereits in ihren Kinderjahren mit dem Modellieren von Figuren. An der Akademie war von Gosen ihr Lehrer. Danach arbeitete sie ein Jahr in Berlin und zwei an der Dresdener Akademie. In die Dresdener Zeit gehört die wuchtige Steinfigur eines ruhenden Stieres, ganz als Block zusammengeschlossen. In diese Periode fällt die vorzügliche Arbeit des Porträtkopfes von Architekt Albrecht Jaeger (1926) und das lebensgroße, lebensvolle Porträt von Professor Uthoff. Zu Anfang der Laufbahn als freie Bildhauerin erscheint die naturnahe Tierplastik des schreitenden Hahnes (Abb. 5). Das Wachsame, Aufmerkende und Vorsichtige des Schreitenden ist trefflich zum Ausdruck gebracht. Die lebendige Oberflächenbehandlung des Federkleides und dessen Patinierung steigern die plastisch-malerische Wirkung bis zur Grenze der naturalistischen Kunst. Die Plastik befindet sich im Besitze der Stadt Breslau. Mit unnachahmlicher Grazie reckt die „Kropftaube“ (1930) ihren schlanken Körper auf und verrät in der Haltung der sprunghaften Beine und dem aufmerkenden Blicke die Spannung, die ihren Körper durchläuft. (Abb. 6) Besonders markant pulst das Leben durch den Körper des „Jungen Esels“ (1931) und verschafft seiner charakteristischen Natur eines eigensinnigen Philosophen volle Geltung. Daß das Blickfeld der Bildhauerin durch diese Arbeiten gewonnen hat, ersieht man auch aus den Pinguinen für das Planschbecken der Siedlung in Hindenburg OS.

Ebenfalls unverbrauchte Lebenskraft äußert sich im Schaffen des Bildhauers Walter Wadephul (geb. 11. Mai 1901 in Putzar, Pommern). Er arbeitete zunächst in einer Holzbildhauerwerkstatt. Obwohl die bäuerlichen Eltern mit der künstlerischen Berufswahl nicht einverstanden waren, gelang es ihm, nach den Kriegsjahren bei Bleeker-München, Klimsch-Berlin und schließlich bei von Gosen und Bednorz in Breslau zu arbeiten. Im Verkehr mit führenden Männern der Gegenwart fand der junge Bildhauer von 1926 ab im freien Berufe immerhin genügend Anregung und Beschäftigung, um sich in diesen wirtschaftlich katastrophalen Zeiten über Wasser zu halten. Es entstanden eine Anzahl Porträts, die in knappen Sitzungen die charakteristischen Züge überzeugend und kraftvoll einfingen. Beachtung verdienen die Bildnisse von Prof. Kühnemann, Schriftsteller Joh. Graf von Matuschka, Prof. Stephan-Stettin, Geh. Rat Oppenheim-München, Rennfahrer Graf Schweinitz, Rittergutsbes. von Heydebrand u. a. m. (Abb. 7). Seine schlanken Mädchengestalten sind momentan in der Bewegung, sensibel in der Formenbehandlung, überzeugend in der Erfindung (Abb. 8).

HELGE MEKLER



1. Mädchentorso

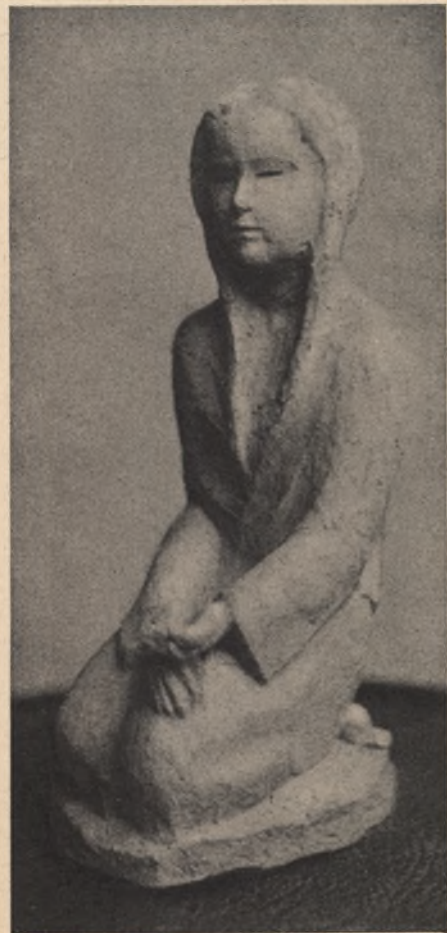


2. Figurengruppe

Breslau, Museum der bildenden Künste



3. Frauenkopf



4. Madonna

INGE UTHOFF

5. Der Hahn
Im Besitz der Stadt Breslau
Phot. Damerau



6. Kropftaube



WALTER WADEPHUL



7. Porträt des Herrn v. Heydebrand



8. Mädchen

HERMANN DIESENER



9. Der Blinde
Breslau, Museum der bildenden Künste

Gleichfalls vom Handwerke her kam der Ziseleur, Gold- und Silberschmied Hermann Diesener (geb. 9. Dezember 1900 in Breslau). Von 1921 ab bezog er die Akademie und arbeitete in den Fachklassen von Gosen, Bednorz und Molzahn. 1927 bestand er die Meisterprüfung als Gold- und Silberschmied. 1926 entstand eine „Weibliche Porträtbüste“, die in den Besitz der Stadt Breslau überging. In dieser Büste macht sich der problematische Bildhauer bereits bemerkbar. Obwohl ein Selbstbildnis in Eisenklinker (1929) wieder naturalistischer aufgefaßt ist, gelingt ihm 1931 der Wurf des „Blinden“ (Abb. 8) im Besitz des Museumsvereins, Breslau. Die Arbeit entstand spontan; damit wurde in der Entwicklungslinie Dieseners ein neuer Ausdruck geboren. Trotz augenfälliger Übertreibung und Übersteigerung des Ausdruckes weist die Plastik eine starke Geschlossenheit auf. Die bodenständige Urwüchsigkeit, die in der Derbheit des künstlerischen Motives zur Sprache kommt, der in wogendem Fluß gehaltene und in keiner Phase stecken gebliebene Kontur, die abdämpfende Oberflächenbehandlung und die absolute Beherrschung des Materials (Ton) kennzeichnen die Arbeit als Erzeugnis einer phantasievollen Begabung. Rückblickend vermag der Betrachter durch diesen Kopf die Meister der Gotik zu begreifen.

WIEDERKUNFT

Erzählung von Gerhard Menzel

Während der ganzen Verhandlung, die nun schon den dritten Tag andauerte, hatte der Angeklagte kein Wort geredet. Seitdem er sich selbst gestellt und sein Geständnis sowohl vor dem Untersuchungsrichter als auch zu Beginn des Prozesses vor dem Gerichtshof bereitwillig und ohne zu zögern wiederholt hatte, war er verstummt, und niemand, nicht einmal sein Verteidiger, vermochte ihn zu einer Aussage zu bewegen, die vielleicht einiges Licht auf die rätselhaften Beweggründe seiner schrecklichen und ganz unverständlichen Tat geworfen hätte. Weder der Vorsitzende noch auch der Staatsanwalt und die Geschworenen wußten, wie sie sich zu der Sache stellen sollten, da sie doch keinerlei Anhaltspunkte für die Beurteilung des ungewöhnlichen Falles hatten.

Aber an jenem dritten Tage, gegen Abend schon, als der Vorsitzende die wiederum völlig ergebnislose Verhandlung bereits abbrechen wollte, wurde ein Zettel hereingebracht, der eine für den Angeklagten bestimmte Nachricht enthielt. Dieser Zettel kam aus dem Hospital der Schwestern vom Sacre-Coeur und wurde, nachdem das Gericht von seinem Inhalt Kenntnis genommen hatte, dem Angeklagten übergeben.

Er las ihn, wie es schien, ein paarmal, gab aber nicht das geringste Zeichen einer Gemütsbewegung von sich. Es sah vielmehr so aus, als bemühe er sich angestrengt, den Sinn der Mitteilung zu verstehen, sei aber nicht dazu imstande. Er zuckte sogar schließlich die Achseln, als hätte er es schon ganz aufgegeben, die Bedeutung der Nachricht zu erfassen, und sah sich im Saale um, als erwarte er, daß ihm jemand eine Erklärung geben würde. Sein Gesicht zeigte einen merkwürdigen, erschütternden Ausdruck von gänzlicher Ratlosigkeit. Plötzlich aber verfärbte er sich, riß die Augen weit auf, als erblicke er eine schreckliche Erscheinung, stieß einen dumpfen Schrei aus, sank in sich zusammen, glitt von der Bank und blieb ohnmächtig liegen. Denen, die den Zettel zuvor gelesen hatten, kam das alles nicht überraschend. Die Sitzung wurde abgebrochen und der Gerichtsarzt mit der Sorge um den Ohnmächtigen betraut.

Am Morgen darauf, kaum hatte sich das Gericht wieder versammelt, erhob sich der Angeklagte, ehe noch die Sitzung formell eröffnet war, und er begann hastig, aber mit schwacher Stimme zu reden. Er war außerordentlich bleich, sein Gesicht schien geradezu ausgeblutet, seine Augen flackerten unaufhörlich wie Flämmchen, die jeden Augenblick zu verlöschen drohen, sein ganzer Körper zitterte und bebte vor Schwäche und Aufregung. Man sah, welche unerhörte Anstrengung es ihm kostete, sich überhaupt aufrechtzuerhalten. Aber er schien entschlossen, sich nicht unterbrechen zu lassen, weder durch seine eigene, offenbare Hinfälligkeit noch durch die Ermahnungen des Vorsitzenden, mit seinen Erklärungen zu warten, bis er dazu aufgefordert worden sei. Er redete mit einer Art von verzweifelter Eile weiter, sogar bemüht, seiner Stimme mehr Ton zu geben, damit man ihn höre und verstehe. Und wirklich verstummte alsbald alles im Saale, um zu lauschen, und auch der Gerichtshof machte keinerlei Einwendungen mehr. Denn plötzlich war allen klar geworden, daß hier ein Mensch sein Bekenntnis ablegen wollte, bevor ihn der Tod gänzlich auslöschte. Der Gerichtsarzt stand auf, um die Verhandlungsunfähigkeit des Angeklagten auszurufen und

ihn sofort in ein Krankenhaus schaffen zu lassen. Der Vorsitzende aber winkte ihm, er solle schweigen und dem unabwendbaren Schicksale seinen Lauf lassen. Höhere Mächte, meinte er, hatten hier ihre Hand im Spiele und keinerlei menschliche Vorsorge konnte da noch etwas ändern. Und in der Tat, alle, die die Beichte dieses Unglücklichen hörten, wurden alsbald inne, daß einem solchen Menschen auf dieser Welt nicht mehr geholfen werden konnte.

„... Im Jahre 1910 heirateten wir, am siebenten Juli ...“ Das waren die ersten Worte, die infolge der allmählich eingetretenen Totenstille von allen im Saale verstanden wurden. Immer noch sprach der Angeklagte hastig, so, als fürchte er, daß es mit ihm jeden Augenblick zu Ende gehen könnte, ehe er noch alles gesagt, was er auf dem Herzen hatte. „Damals, meine Herren, damals kam mir das Leben zauberhaft vor, schön, unsagbar schön und wundervoll. Denn nichts hatte es mir versagt, im Gegenteil, mehr noch geschenkt, als ich jemals zu träumen gewagt hatte: Juliettes Liebe, das kostbarste, was es mir zu geben hatte. Ich war sechszwanzig Jahre alt, hatte meine Studien beendet und war in das Auswärtige Amt eingetreten, um jene große Karriere zu machen, die mir alle prophezeiten. Nicht um meinetwillen, wiewohl ich auch für mich selbst ehrgeizig war, sondern mehr noch um Juliettes willen, der ich den glänzenden Rahmen des Ruhms in der Gesellschaft verschaffen wollte, damit sie mir darin nur um so heller und schöner strahlen möchte. Wir liebten einander über alle Begriffe, waren im Bewußtsein unseres gegenseitigen Besitzes glücklich, und die Zeit verging uns im Fluge, ja, wir hatten überhaupt keine Empfindung für die Vergänglichkeit der Zeit, so sehr erfüllte uns der Genuß des Glückes, der die Dauer vortäuscht. Verzeihen Sie mir bitte, wenn ich von jenen Tagen rede, die so weit zurückliegen; länger als neunzehn Jahre nun; für Sie bedeutet das vielleicht eine Ewigkeit, für mich aber nur eine Nacht, aus der ich zu meinem Unglück noch einmal erwachen sollte. Und nicht nur zu meinem Unglück. Diese Nacht begann am 29. April 1911, in der vierten Morgenstunde, als Juliette nach der Geburt unseres Kindes, eines Töchterchens, starb, und sie dauerte bis zum 3. August 1929, dem Tage, da ich — sie wiedersah!“

Bei diesen Worten, die im Saale eine Bewegung unwillkürlichen Schauderns auslösten, hatte sich des Angeklagten eine so große Aufregung bemächtigt, daß es einen Augenblick lang den Anschein hatte, als könne er nicht weiterreden. Trotzdem er sich an der Barriere anklammerte, fing er doch an zu schwanken, so daß schon der Verteidiger hinzusprang, ihm beizustehen, falls er stürzte. Aber es ging vorüber, und er sprach nach einer kleinen Pause weiter, leiser zwar, aber doch auch langsamer, so daß er viel besser zu verstehen war als zuvor.

„Anfangs, da mir der Arzt sagte, sie sei tot, anfangs begriff ich gar nichts. Tot? Ich wollte es nicht glauben, verhielt mich ganz stille und wartete auf das Wunder, das nach meiner Meinung sogleich geschehen mußte. Ich kann nicht sagen, was für seltsame Vorstellungen ich mir dabei machte, vielleicht erwartete ich, daß ein Blitz herniederfahren würde, den Arzt für seinen ungeheuren Frevel zu strafen. Ja, ich erinnere mich jetzt, mir war sogar zum Lachen zumute, wie einem, der es besser weiß und sich darauf freut, wenn mit einem Mal alle Leute erkennen werden, in was für einem albernem Irrtum sie befangen gewesen waren. Als sie aber den Sarg zumachten, in dem Juliette schlief und im Schlafe sogar, wie oft, lächelte, wurde mir mit einem Male klar, was geschehen war. Diese plötzliche Er-

kenntnis traf mich, als hätte mich jemand mit der Faust aufs nackte Herz geschlagen. Ich raste, schrie, schlug um mich und wollte Juliette aus der Gefangenschaft befreien. Ich glaubte nichts anderes, als daß wir beide die Opfer eines unerhörten Anschlags, eines gemeinen Komplotts geworden waren. Meine Brüder hatten Mühe, mich zu überwältigen und fortzubringen. Damals fürchtete man für meinen Verstand. Oh! es wäre besser gewesen, diese Befürchtung hätte sich bewahrheitet, besser für mich, besser für Juliette, besser für Mannerville... besser für uns alle, für uns alle.

Die Beisetzung fand statt, während ich, fern von allen Erinnerungen an Juliette, im Jagdhaus meines Bruders Florimont in den Ardennen gleichsam gefangen gehalten und überwacht wurde. Man hatte mir einen berühmten Nervenarzt attachiert, dessen Aufgabe es war, zu verhüten, daß ich in unheilbaren Tiefsinn verfiel oder gar toll und tobsüchtig wurde. Alle beobachteten im Verkehr mit mir die größte Behutsamkeit. Keiner wagte es, an die Wunde zu rühren, die mir das Unglück geschlagen hatte, in der Meinung, so werde sie am ehesten verharschen. Man fing es sogar sehr geschickt an, meine Gedanken von Juliette zu lösen, indem man mir nämlich einen ungewöhnlich ehrenvollen Auftrag diplomatischer Natur verschaffte, der mich beschäftigen und ablenken sollte. Unzweifelhaft hätte dieses Mittel bei jedem anderen angeschlagen. Bei mir war es umsonst. Ich heuchelte Interesse, ich wehrte niemandem, es auf seine Art zu versuchen, aber nur, um mich so aller dieser gutgemeinten und doch verhaßten Belästigungen um so schneller zu entledigen. Ich ging zum Schein auf alle Intuitionen meiner Familie ein, ja ich lächelte sogar hin und wieder, um sie zu täuschen. Und allmählich wurde ich auch wirklich ruhiger. Nicht aber, wie meine Familie glaubte, weil in mir das Feuer des Schmerzes ausgebrannt war und nur noch die Glut einer trauervollen Erinnerung schwelte, sondern weil sich mir eine ganz neue, trostvolle Erkenntnis aufgetan hatte. Ich glaubte zu wissen, was keiner auch nur ahnen konnte, daß nämlich Juliette — gar nicht gestorben war, so wie andere Menschen vielleicht sterben und vergehen, wenigstens für mich — das war es, was mir offenbar wurde — für mich war sie nicht gestorben. Sie war wohl aus dieser sichtbaren Welt gegangen, aber nur, um mit mir in eine desto innigere Verbundenheit zu treten. Ja, lebendiger als alles, was ich in dieser wüsten und groben Welt um mich her sah und hörte, erschien mir jetzt Juliette in einer ganz wunderbaren Erklärung der unsterblichen Geliebten und doch unendlich vertraut, tiefer vertraut als je zuvor in den kurzen Tagen unseres Erdenglücks. Ich war überwältigt von der ungeahnten Wonne, die sich meiner erregten Einbildungskraft erschlossen, nachdem ich erst einmal die Schwelle überschritten hatte, vor der so viele zögern, weil sie den Wahnsinn fürchten. Ich fühlte die Existenz der Geliebten. Sie war mir nahe, wo auch immer ich mich aufhielt, und selbst im lautesten Gewühl der Gesellschaft konnte ich leise und zärtlich mit ihr flüstern. Ungeduldig erwartete ich immer die Nacht, da es mir in der Stille vergönnt war, ihre Nähe besonders eindringlich zu verspüren. Der Glanz ihrer unergründlichen Augen durchdrang mich dann mit der Kraft der Sonnenwärme bis zu innerst. Ihre weiche Stimme streichelte mich. Ich schüttete ihr mein ganzes Herz aus, ich liebte sie auf das zärtlichste und sie erwiderte die Glut meiner Empfindung mit jenen liebevollen Beweisen der Zuneigung, wie sie nur die Gattin wagen darf. Niemand kann die Seligkeit dieser herrlichen Entzückung ermessen,



Prof. Oskar Moll, der verdienstvolle Leiter der Staatlichen Akademie, hat bei seinem Scheiden von Breslau dem Museum der Bildenden Künste das Bild seiner kleinen Tochter geschenkt

der nicht selbst liebte wie ich, und die Geliebte verlor wie ich. Was wir lieben, das kann uns nicht sterben. Denn die Liebe ist eine Kraft, über die der Tod gar keine Macht hat.

Und eines Tages, als ich zu fürchten angefangen hatte, daß es den Menschen doch gelingen möchte, mich von ihr zu trennen, sie vielleicht gar zu vertreiben und in das Reich jener Schatten zu verbannen, die uns nichts mehr als eine bloße Erinnerung sind, floh ich, um mich in der Einsamkeit zu verbergen und dort mit Juliette allein zu sein. Ich hatte nicht viele Geldmittel bei mir und nahm daher bald Dienste in der afrikanischen Kolonialarmee, wo mich niemand kannte, wo niemand einen Anspruch auf ein Wort von mir machen konnte. Meine Brüder hatten zwar meinen Aufenthalt ziemlich rasch ausfindig gemacht, und sie schrieben mir dringende Briefe, baten mich inständig, daß ich heimkommen solle. Denn, stellten sie mir vor, sei es nicht meine Pflicht, daß ich mich um meine Tochter kümmere? Um meine Tochter! Man hatte sie nach ihrer Mutter Juliette getauft...

Ich haßte dieses Geschöpf, um dessentwillen meine Geliebte hatte ihr Leben lassen müssen. Das, sagte ich mir, war die schlechteste aller Lockungen, die meine Brüder erfinden konnten, mich zur Rückkehr zu bewegen! Mochte doch die Familie zusehen und sich des Mädchens annehmen. Ich wollte von dieser Tochter nichts wissen, wünschte nicht, sie zu sehen. Anfangs machte ich mir nicht klar, warum ich mich geradezu fürchtete, das Kind zu sehen oder auch nur an es zu denken, warum ich dem elementaren Trieb der Vaterliebe, der doch

alle Widerstände hätte besiegen müssen, um keinen Preis der Welt nachgeben wollte. Bald aber wurde es mir nur allzu klar. Es war die Angst, der Anblick des Kindes werde mich an jene schreckliche Stunde erinnern, da seine Mutter mich verlassen hatte, und so, kraft seiner rohen, banalen Tatsächlichkeit, die imaginäre Welt, in der ich mit der Verstorbenen jetzt lebte, zerstören. Ich wünschte jetzt, in meiner Einbildung einen viel früheren Zeitpunkt zu verewigen, einen Zeitpunkt vor der Geburt, und die bloße Existenz des Kindes, das fühlte ich instinktiv, bedrohte alles, was mir schon eine liebe und teure Gewohnheit geworden war. Darum versuchte ich es auch, die Tatsache dieser Existenz aus meinem Gedächtnis zu tilgen. Umsonst. Die lebende Juliette, obwohl ich sie haßte, zeigte sich stärker als die tote, die ich liebte. Und das war ja auch nur natürlich, nichts als die selbstverständliche Wirkung eines unumstößlichen Gesetzes, gegen das ich mich in meiner Unvernunft auflehnte. Ich versuchte mich einfach vor der Erkenntnis zu verschließen, daß das Kind mir zum Troste geboren war, zu einem besseren und natürlicheren Troste, als mir das Leben in einer noch so glücklichen Vergangenheit je gewähren konnte. Trotzdem ich jetzt schon alle Briefe, die von meiner Familie kamen, ungelesen verbrannte, weil ich mir einbildete, es gar nicht ertragen zu können, immer und immer wieder von dem Kinde zu hören, wurde ich doch von Tag zu Tag unruhiger über die spürbare Veränderung, die sich in meiner Seele vorbereitete. Ich fühlte, wie ich meiner selbst unsicher wurde, wie etwas ganz Neues und Unbekanntes über mich kam. Ich verfiel der Furcht, Juliette zum zweiten Mal und für immer zu verlieren. Diesen endgültigen Verlust aber, glaubte ich, würde ich nicht überleben können. Alle meine Unternehmungen gegen jene unerwünschten Einflüsse, die mich dem heimlichen Leben mit der Verstorbenen zu entziehen versuchten, waren vergeblich gemacht. Ich verfluchte meine Schwachheit, fing aber schon an, mich selber zu beobachten! Ich wurde schließlich schreckhaft, ängstlich, zerstreut, war nicht mehr Herr meines Willens, meine Einbildungskraft versagte oft. Ja, so begann es. Und es kam jene Nacht, in der ich zum ersten Male vergeblich nach meiner Geliebten rief...

Als ich sah, daß es soweit gekommen war, verlor ich mit einem Male alle Energien, die mich noch aufrechterhalten hatten. Ich fühlte, wie sich Juliette mehr und mehr mir entzog, und ich verging fast vor Ohnmacht, sie nicht halten zu können. Je hartnäckiger der Gedanke an das Kind von meinem Herzen Besitz ergriff, desto weiter entfernte sich der Geist der Verstorbenen von mir. Anfangs war in dem Maße, in dem ich der Macht über die Geliebte verlustig ging, auch mein Haß gegen das Kind gewachsen, dem ich die ganze Schuld an meinem namenlosen Unglück aufbürdete. Dann aber schon, als ich des aufreibenden, völlig nutzlosen Kampfes gegen die Kraft des lebendigen Lebens inne geworden war und in jene wohlthätige Lethargie verfiel, die nach unerhörten und aussichtslosen Anstrengungen die Menschen zu lähmen pflegt und sie zwingt, gerade an der Grenze des Wahnsinns haltzumachen, gab ich's auf, mich länger zu wehren. Mir war, als zöge man mir den Boden langsam unter den Füßen fort, und ich rührte mich nicht mehr, etwas dagegen zu unternehmen, wartete vielmehr mit dem Schauer der Wollust auf den Sturz ins Bodenlose. Ich glaubte, daß es für mich nur noch einen Ausweg gab. Aber religiöse Bedenken hielten mich vom Selbstmord zurück. Ich fürchtete verdammt zu werden und so in aller Ewigkeit Juliette entsagen zu müssen.



Lichtbild von
Hildegard Maiwald
(Kandzin)

So lebte ich damals zwei Jahre lang dahin, ein Schatten nur noch meiner selbst, wie ich meinte. Ich ahnte ja nicht, daß sich die Natur hier auf ihre Weise ihr Recht verschafft hatte, um mich von meiner krankhaften Trauer um Verlorenes — wider meinen Willen — zu heilen. Und wirklich genas ich auch, ohne daß ich es mir freilich eingestehen wollte. Allmählich fand ich wieder Gefallen an der menschlichen Gesellschaft. Ja sogar wurde es mir sehr bald schon zum Bedürfnis, Menschen um mich zu haben. Hatte ich vordem die Einsamkeit gesucht, jetzt graute mir davor, allein zu sein, die gräßliche Leere empfinden zu müssen, die nach dem endgültigen Abschied Juliettes aus der mir zugänglichen Welt um mich her entstanden war. Und schon hatte ich auch angefangen, von der Liebe zu meiner Tochter zu träumen, die erste Süße dieses ganz neuen Gefühls zu genießen und mit dem Gedanken an ein Wiedersehen zu spielen, als der Krieg ausbrach, der mich bei der Kolonialarmee zurückhielt. Blindlings stürzte ich mich in die verwegenen Abenteuer, um zu mir selber zurückzufinden.

Erst im Jahre 1919, als ich zum ersten Mal wieder nach Juliettes Tod den Boden Brüssels betrat, sah ich sie. Sie war damals gerade acht Jahre alt geworden, ein blasses, stilles Mädchen, das mich mit gerunzelter Stirn ansah und sich sofort scheu und geradezu abweisend vor mir zurückzog. Ihre Augen waren wasserhell. Ihre Stimme war kalt und spröde, so daß ich mich sogleich der Tränen schämte, die mir vor Rührung in die Augen getreten waren. Nicht der mindeste Zug in ihrem Gesicht erinnerte an die Mutter. Sie war mir ganz fremd, fremder noch als alle meine Verwandten, und ich kam mir in meiner Rolle als Vater

beinahe lächerlich vor. Mit einem Herzen voll Liebesbereitschaft war ich gekommen und ging bald darauf enttäuscht und um eine Illusion ärmer, wie ich es voll Bitterkeit nannte, nach Washington, wohin ich auf Betreiben meiner Familie als Militärattaché kommandiert worden war. Dort lernte ich eine Dame kennen, die in mir alsbald das Andenken an beide Juliettes scheinbar vollständig auslöschte. Ich war ein ganz anderer Mensch geworden, „der Welt zurückgewonnen“, wie meine Brüder sich voller Freude ausdrückten. Ja, ich konnte jetzt sogar ohne jede seelische Erschütterung briefliche Verfügungen über die Pflege des Grabes meiner Frau treffen. Man sagt, die Zeit heile alles. Es ist nicht wahr. Damals glaubte auch ich freilich an diesen Gemeinplatz. Wenn ich zurückdachte, wie unmännlich verzweifelt ich mich der Manie meines Schmerzes hingegeben hatte, schüttelte ich vor Verwunderung über mich selbst den Kopf. Ich war überzeugt, daß ich am Todestage Juliettes wahnsinnig geworden und erst später, nachdem der Gedanke an das Kind die Visionen zerstört hatte, wieder zum Gebrauch meiner Vernunft gekommen war.

Zehn Jahre gingen dahin. Nichts ereignete sich, das mich hätte beunruhigen können. Im Gegenteil, ich bildete mir ein, daß mich nichts mehr aus dem Sattel werfen könnte, nachdem ich schon frühzeitig eine so bittere und schmerzliche Erfahrung gemacht hatte. Und auch als mir mein Bruder Florimont schrieb, daß meine Tochter Juliette sich zu verloben wünschte, und meine Anwesenheit nicht so sehr erforderlich, aber doch erwünscht sein möchte, ahnte ich nicht im mindesten, was für ein unerhörtes Schicksal mir bevorstand, ein Schicksal, gegen das meine früheren Leiden leicht wogen, federleicht. Ich nahm Urlaub und reiste nach Brüssel. Am 3. August kam ich an. Auf dem dem Bahnsteig des Gare du Midi wurde ich erwartet...“

Der Angeklagte hatte bisher ganz ruhig gesprochen. Bei der letzten Phrase aber versagte ihm mit einem Male die Stimme. Ein Weinkampf erschütterte seinen ganzen Körper. Er ließ die Barriere los, griff mit beiden Händen nach seinem Herzen, wobei er tief einatmete und fiel plötzlich auf seinen Platz zurück. Kaum hörbar bat er um ein Glas Wasser. Nachdem er in kleinen Schlucken getrunken hatte, erholte er sich scheinbar ziemlich rasch. Er versuchte sogar, wieder aufzustehen, vermochte es aber nicht und bat deswegen mit einer rührenden Bewegung seiner Arme um Entschuldigung. Im Saale hielt die Totenstille an. Niemand rührte sich.

„Es war wie eine Vision,“ fuhr er jetzt mit zitternder Stimme, fast flüsternd fort. „Sie stand auf dem Bahnsteig, erwartete mich. Ich erinnere mich ganz deutlich jener Sekunde, da ich sie erblickte. Das Herz stand mir still. Sie war jetzt achtzehn Jahre alt, im gleichen Alter, in dem ich ihre Mutter zum ersten Male gesehen hatte, und das vollkommene Ebenbild meiner Geliebten. Im selben Augenblick wurde mir klar, daß ich niemals aufgehört hatte, mich nach Juliette zu sehnen, und daß sie in jener Stunde, da sie von mir ging, zugleich auch wiedergeboren worden war. Mir kam es vor, als erwachte ich aus einem langen, schweren Traum, der mich achtzehn Jahre lang in seinem Bann gehalten hatte. Weder war ich imstande, ein Wort zu reden, noch bemerkte ich das kühle, zurückhaltende Benehmen Juliettes, so sehr war ich von dem Gedanken an diese wunderbare Wiederkunft der Geliebten besessen. Glücklicherweise erklärte man sich meine Fassungslosigkeit leicht genug als Wiedersehens-

freude, sodaß ich auf der Fahrt vom Bahnhof bis zum Hause meines Bruders schweigsam sein durfte. Ich liebte es nicht, daß man mir ins Herz sah.

Juliette war von den Schwestern vom Sacre-Coeur erzogen und unterrichtet worden und lebte seit anderthalb Jahren jetzt in der Familie meines Bruders Florimont. Vor einem halben Jahr etwa hatte sie Herrn Mannerville kennen gelernt, und seit kurzem erwiderte sie, wie man mir sagte, die leidenschaftliche Liebe des jungen Mannes mit Beweisen der Zuneigung. Mein Bruder war der Meinung, daß Mannerville eine passende Partie für Juliette wäre, und so hatte man nicht nur den jungen Leuten Gelegenheit verschafft, sich innerhalb der Gesellschaft oft zu sehen, sondern man hatte sogar Mannerville ermutigt, einen Antrag zu machen. Daraufhin, als bereits alles klar und die Heirat eine beschlossene Sache war, hatte man mich von der bevorstehenden Verlobung benachrichtigt, um meine Einwilligung zu erhalten. Und ich, der ich mich sicher und gegen alle Erinnerungen gefeit fühlte, war auf die unglückselige Idee gekommen, darin wirklich einen Anlaß zur Reise zu sehen; obwohl ich doch selbst gut genug wußte, daß die Einladung meines Bruders kaum mehr als eine Höflichkeit war, der ich leicht hätte ausweichen können, ohne ihn zu kränken."

Zuletzt hatte der Angeklagte ganz leise gesprochen und beinahe schon monoton, wie einer, der eine eingelernte Lektion aufsagt. Dabei saß er fast regungslos vornübergebeugt auf der Bank, die Arme kerzengrade vor sich gestreckt, mit den Händen die hölzernen Gitterstäbe umklammernd. Jetzt aber mit einem Male erhob er sich. Er warf den Kopf hoch, so, als wolle er jemanden herausfordern, und es war deutlich zu sehen, wie das Blut ihm in die wachsweiße Haut des Gesichts stieg. Die Adern an den Schläfen schwellen sofort an. Die Nasenflügel bebten ihm. Sein Blick wurde auf eine unheimliche Weise glasig. Er atmete stoßweise und sehr rasch.

„Meine Schuld!“ schrie er plötzlich, mit einer Stimmkraft, die niemand dem Erschöpften zugetraut hatte. „Meine Schuld war's! Jawohl, ich weiß es! Ich verblendete mich absichtlich selbst!“ Und lauter noch schreiend wiederholte er diese Worte: „Jawohl! Ich verblendete mich selbst.“

Dieser furchtbare Ausbruch kam so überraschend, daß alle erschranken. Auch das Aussehen des Mannes hatte sich im Augenblick so verändert, daß er kaum wiederzuerkennen war. Nichts mehr war von jener erschütternden Apathie zu spüren, die er während der ganzen Verhandlung und auch noch zu Beginn seines Berichts an den Tag gelegt hatte, sondern der Ausdruck des Leidens und der Qual hatte die starren Linien des erloschenen Antlitzes mit einem Male gelöst, und es zeigte sich nun die schreckliche Verwüstung, die ein ungeheuerliches Schicksal in diesem Menschengesicht angerichtet hatte. Wir alle glaubten, daß er sofort tot niederstürzen würde. Der Verteidiger rief heiser den Namen des Arztes zweimal, dreimal, aber der Arzt rührte sich nicht. Er war — wie alle — vom Schreck über die unerwartete elementare Heftigkeit der Selbstbeschuldigung des Angeklagten und über die seltsame Veränderung, die mit ihm auf einmal vorgegangen war, wie gelähmt. Es verging eine Weile, vielleicht ein oder zwei Minuten, vielleicht waren es aber auch nur Sekunden. Dann setzte der Angeklagte stehend und mit eigentümlich starr erhobenem Kopfe seine Erzählung fort, mit einer ganz fremd klingenden, rauhen Stimme übrigens, röchelnd und schnaubend zuweilen.

„Von jenem merkwürdigen Augenblicke an, da ich zum ersten Male — auf dem Gare du Midi — in Juliette die vollkommene Reinkarnation der Geliebten zu sehen geglaubt hatte, wagte ich es nicht mehr, meine Tochter anzublicken! Nicht nur vermied ich's, mit ihr allein zu sein, sondern auch in größerer Gesellschaft hielt ich mich fern von ihr. Verstohlen nur und für Sekundenkurze sah ich sie an. Aber auch dabei gebrauchte ich einen Trick, indem ich nämlich die Augen so sehr zusammenkniff, daß ich nur ein verschwommenes Bild von ihr zu sehen bekam, etwas Pastellartiges. Ich verblendete mich aber in meiner Torheit selbst. Hatte ich zu jener Zeit, da ich kraft meiner Liebe mit der Verstorbenen noch in einer imaginären Welt zusammenlebte, gefürchtet, der Anblick des Kindes werde mich an die furchtbare Tatsache erinnern, daß sie — Juliette — wirklich tot sei, so fürchtete ich jetzt, da ich durch die fixe Idee von der erstaunlichen Wiedergeburt der Geliebten beglückt war, daß mich eine beliebige zufällige Entdeckung aus dem so süßen Traume reißen würde. Ich fürchtete, bei genauem Zusehen das meiner Tochter ganz und gar Eigentümliche, dasjenige, das sie von ihrer Mutter unverwechselbar unterschied, erkennen zu müssen und so der Illusion von der Wiedkehr der Geliebten mit einem Male verlustig zu gehen. Verstehen Sie mich? Auf diese Illusion aber kam es mir gerade an. Sie war mir lieber als alles, lieber also auch als meine Tochter.

Damals zwar redete ich mir selber ein, daß ichs nur darum nicht wagte, mich an ihr gleichsam sattzusehen, weil ich ängstlich sei, es möchte allen und auch ihr selber meine Verwirrung offenbar werden, oder Juliette würde gar meinen, ich hätte Lust bekommen, mich als Vater aufzuspielen und töchterliche Liebe von ihr zu verlangen. In Wirklichkeit aber war es so, daß ich meine Tochter Juliette gänzlich zu vergessen bemüht war, daß ich den Anblick ihrer bloßen Erscheinung einfach dazu mißbrauchte, mich in jene Zeiten zurückzusetzen, da ich mit meiner Gattin Juliette glücklich gewesen war. Ich war vor Freude geradezu außer mir, sobald mir das gelang. Alle Wonnen der ersten Liebeszeit wurden wieder in mir lebendig, wenn ich in der verborgensten Ecke des Salons saß und sie inmitten der Gesellschaft umhergehen sah, die Honneurs des Hauses zu machen. Meines Bruders Frau nämlich war damals bereits tot.

Einmal sang sie ein Lied, das ich übrigens nicht kannte. Mir blieb das Herz stehen vor Entzücken: es war die Stimme meiner Geliebten. Ich blickte mit zusammengekniffenen Augen hinüber zum Flügel, wo sie stand. Und mit einem Male war mir's, als hätte sich genau das Gleiche schon früher einmal, vor mehr als achtzehn Jahren, zugetragen. Genau ebenso hatte ich in der Ecke gesessen, genau ebenso hatte Juliette am Flügel gestanden und mit ihrer zärtlichen süßen Stimme gesungen, und genau ebenso hatte die Gesellschaft umhergestanden und ihr gelauscht.

Als mich in diesem Augenblicke mein Bruder Florimont flüsternd auf die seltsame Ähnlichkeit des Mädchens mit seiner Mutter aufmerksam machte, erboste ich mich geradezu, leugnete, daß sie bestünde, und erging mich, als ich bemerkte, daß Florimont über mein heftiges Benehmen erstaunt war, in hundert Erklärungen, das Gegenteil zu beweisen. Lauter Lüge und Verstellung. Florimont hatte mich kaum verlassen, als ich bereits wieder in meinen Fantasien untertauchte. Ich fühlte, daß ich nur dort leben konnte. Und es dauerte nicht lange, bis ich das Gefühl für die Zeit völlig verlor.

Qualen und Wonnen! Der Mensch, wenn er geboren wird, überliefert sich auf Gnade und Ungnade allein der Gewalt seiner Wünsche. Wer dürfte sich da zum Richter aufwerfen über die Mittel, deren er sich zu ihrer Erfüllung bedient? Und doch — gerade zu jener Zeit, da ich mich den berausenden Entzückungen der Einbildungskraft überließ — machte ich mich schuldig, nicht nur vor mir selbst, sondern auch vor der ganzen Welt. Dadurch, daß ich die achtzehn Jahre, die mich von der Geliebten trennten, unwirksam machte, indem ich sie einfach auslöschte aus meinem Gedächtnis, dadurch, daß ich der Toten zu einem vollständigen Siege über die Lebendige verhalf, dadurch gerade lockte ich die Katastrophe herbei, die — nicht nur für mich — das Ende aller Dinge bedeutete.

Juliette liebte Mannerville, das war mir sofort klar geworden, als ich sie zum ersten Male einander begegnen sah. Sie errötete — wohl, weil ich zugegen war — und sah ihn mit einem Blick an, der alle Verheißungen höchsten Glücks enthielt, mit einem Blick, den ich nur allzugut kannte... Aber es berührte mich nicht. Ich blieb kalt. Was ging's mich an? Ich wandte mich einfach ab. Gegen mich war sie nach wie vor zurückhaltend, ja sie wich mir sogar aus, wenn sie es unauffällig, wie sie glaubte, tun konnte. Das war mir nur recht. Ich fürchtete nichts so sehr, als daß sie in mir plötzlich den Vater liebgewinnen würde. In diesem Augenblicke wäre es ja aus gewesen mit jenem imaginären Leben, das ich mit der Geliebten führte und dem sie — die Tochter — das Blut lieb oder auch nur die Erscheinung.

Längst war das Verlobungsfest vorüber, ich aber reiste nicht ab, dehnte sogar meinen Urlaub über Gebühr aus. Und so kam jener unheilvolle Tag, da ich meiner Verblendung zum Opfer fiel. Es war nur ein winziger Schritt. Ich will mich nicht mit Wahnsinn entschuldigen, denn ich weiß, daß ich selbst alle Vorbedingungen geschaffen hatte...

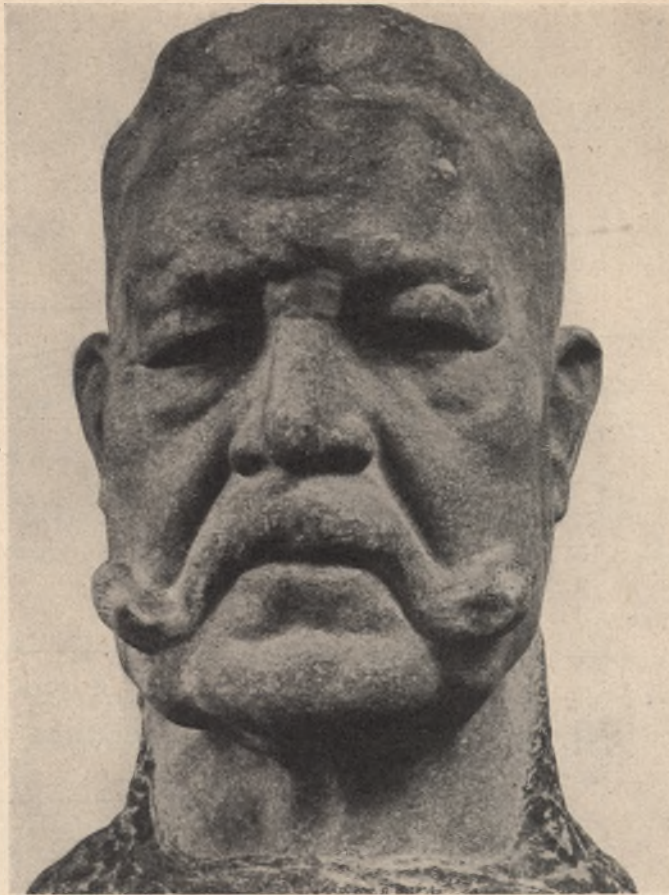
Es geschah in Aix-les-Bains. Mannerville und Juliette waren dorthin gereist, da Mannerville die Kur gebrauchen wollte, und Juliette nicht so lange von ihm getrennt sein mochte. Damit aber über den gemeinsamen Aufenthalt der Beiden an einem Orte nichts unnützes Gerede entstehe, war ich ebenfalls dorthin gefahren. Ein anderer hatte sich für diese Rolle nicht gefunden und ich — ich ließ mich zwar bitten, willfahrte aber dieser Bitte nur allzugern. Ich hatte es sogar so eingerichtet, daß Mannerville genötigt war, in mich zu dringen, Juliette zu begleiten. Vielleicht — ich weiß es nicht mehr — stammte der ganze Plan überhaupt von mir. Ich zweifle nicht daran, daß der Teufel dabei seine Hand im Spiele hatte. Und mich hatte er zu seinem Werkzeug ausersehen, wenn es vielleicht auch den Anschein haben mag, als wäre hier Juliette das Werkzeug gewesen, mich und Mannerville zu verderben. Ich ließ den beiden alle Freiheit, die sie sich nur wünschen mochten. Auch dort — in Aix-les-Bains — vermied ich's, mit Juliette allein zu sein. Immer noch wandte ich dieselbe Methode an, meiner Fantasie von der Wiederkehr der Geliebten zu fröhnen wie in Brüssel. Aber am Abend des 2. Juni ereignete sich das Schreckliche. Wir hatten am Nachmittag Golf gespielt, und ich war so müde, daß ich mich nach dem Dinner zurückzog, um eine Stunde zu ruhen. Ich schlief auch sofort ein und erwachte erst gegen acht Uhr abends, als es schon dunkel war. Ich hörte, wie Juliette in ihrem Zimmer, das neben dem meinigen gelegen war, auf und ab ging und leise vor sich hin sang. Ich hielt den Atem an. Es war die Stimme meiner Geliebten...

In diesem Augenblick war die Illusion vollkommen. Ich lag still und gab mich ganz dem erregenden Gefühl jenes wunderbaren Liebesglücks hin, das ich doch länger als achtzehn Jahre lang hatte entbehren müssen. Wieder hatte ich in aller überzeugenden Deutlichkeit die Empfindung, daß ich aus einem langen, bösen Traum erwacht war. Juliette war nicht tot. Sie lebte. Nebenan ging sie auf und ab und wartete auf mich. Ich brauchte nichts zu tun, als aufzustehen, die Verbindungstür zu öffnen, um sie zu sehen, ihr zu sagen, wie froh ich war, wie glücklich, daß ich nur geträumt hatte. Vielleicht würde sie lächeln, vielleicht mich auch mit schwermütigen Augen ansehen, wie sie mich manchmal angesehen hatte, wenn ich davon redete, wie es sein würde, wenn einer von uns beiden nicht mehr lebte. Das grenzenlose Entzücken der Gewißheit, daß sie da war, nahe bei mir, erfüllte mich ganz und gar, und ich rührte mich nicht, um es bis zur Neige auszukosten. Allmählich aber wurde die Sehnsucht, sie zu sehen, übermächtig in mir. Ich richtete mich auf und rief ihren Namen.

Sie unterbrach sich sofort und öffnete die Tür. In ihrem Zimmer brannte das Licht, in meinem Zimmer aber war es dunkel, so daß sie mich nicht sehen konnte. Da sie mit dem Rücken zum Licht stand, konnte auch ich nur die Umrisse ihrer Gestalt sehen. 'Bist du aufgewacht?' fragte sie. Und ich antwortete lächelnd: 'Ja, ich hatte einen entsetzlichen Traum, Juliette.' 'Es ist schon acht Uhr', sagte sie, 'wir wollten zum Konzert. Wie ist's, gehst du mit?' Dieses 'gehst du mit' hätte mich stutzig machen sollen, aber ich war von meiner Illusion so besessen, daß ich nicht mehr an Mannerville dachte. 'Freilich gehen wir', sagte ich, 'du hättest mich einfach wecken sollen.' 'Es ist noch Zeit, es beginnt erst um neun Uhr. Ich werde mich aber sofort umkleiden. Wann kannst du fertig sein?' 'Ich? Oh, in einer Viertelstunde.' 'So schnell?' fragte sie und mir kam es vor, als lächle sie. 'Dann wirst du freilich auf mich warten müssen.' Merkwürdigerweise erwähnte sie den Namen ihres Bräutigams nicht. Ein Zufall? Ein Verhängnis? Sie sagte nichts, was meine Illusion hätte zerstören können. Sofort eilte sie in ihr Zimmer zurück. Ich hörte, wie sie wieder zu singen anfang. Ja, sogar ihre Schritte auf dem Teppich konnte ich hören. Ich befand mich in einem unbeschreiblichen Taumel von Liebesglück. Innerhalb zehn Minuten war ich angekleidet. Dann trat ich in ihr Zimmer... Ich kann nicht sagen, was in jenen schrecklichen Minuten vorging. Sie standen beide inmitten des Zimmers, eng umschlungen. Juliette blickte zu Mannerville auf. Im Augenblick ergriff mich die Raserei der Eifersucht. Ich stürzte auf sie zu, packte Mannerville, riß ihn zu Boden und würgte ihn minutenlang. Und auch als ich wußte, daß er bereits tot war, würgte ich ihn doch noch weiter... Erst als die Polizei kam, ließ ich von ihm ab."

Der Angeklagte hatte immer leiser gesprochen. Seine letzten Worte waren kaum noch verständlich gewesen. Jetzt sank er gänzlich erschöpft hinten über, den Kopf an die Barriere lehrend. Da er die Augen geschlossen hatte und kaum atmete, meinten alle, er sei verschieden.

Er starb aber erst viel später, im Gefängnis, kurz vor seiner Entlassung. Juliette hatte nach jener schweren Krankheit, die sie dem Tode nahe gebracht — die Nachricht davon erschütterte den Angeklagten so, daß er alles sagte, was er für immer hatte verschweigen wollen — im Sacré-Coeur-Kloster den Schleier genommen.



Phot. Fritz Eschen

Eine Hindenburg - Büste der Breslauer Universität

Die Breslauer Universität besaß bereits eine Hindenburg-Büste, aber diese war, künstlerisch gesehen, ein schwaches Werk und auch in ihrem unedlen Material, einem kalkigen Gips, nicht geeignet, der prachtvollen Aula Leopoldina zur Zierde zu gereichen. Diesem Mangel abzuhelpen, hat der stets hilfsbereite Kurator der Universität, Herr von Gröning, beim Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung die Stiftung einer neuen und besseren Büste angeregt, und der Minister hat diesem Wunsche bereitwillig entsprochen. Joseph Thorak, einer der besten unter den jüngeren Bildhauern Deutschlands, übrigens als der Sohn eines ostpreußischen Töpfermeisters ein Kind unseres Ostens, wurde beauftragt, Hindenburg zu porträtieren, und er hat diese Aufgabe in meisterlicher Weise gelöst. Das zu eiserner Ruhe gebändigte Gesicht des großen Heerführers und Reichspräsidenten ist treffend wiedergegeben, aber gleichzeitig in eine monumentale Form gezwungen, welche die Lebensfülle des Ausdrucks in strenge Umrisse bannt. Der dunkelgraue Granit des Kopfes ist auf einen schwarzen Sockel gesetzt und steht nun wirkungsvoll vor der rötlichen Abschlußwand der Aula: dauerndes Gedenken an jene schweren Tage des Weltkriegs, da Schlesien diesem Manne die Bewahrung der Heimat vor den russischen Heeresmassen verdankt. Am 23. Juli ist das bedeutsame Werk anlässlich der Verfassungsfeier der Universität und der Technischen Hochschule feierlich enthüllt worden.

F. L.

Ein Klavierstück

aus Opus 6 b

von Hans Georg Burghardt

Alle Rechte vorbehalten

Con moto (M. ♩ = 69)

The first system of musical notation for 'Ein Klavierstück' consists of two staves. The treble staff begins with a treble clef, a key signature of one sharp (F#), and a 3/8 time signature. The music starts with a mezzo-forte (*mf*) dynamic. The bass staff begins with a bass clef and a 3/8 time signature. The music is written in a flowing, melodic style with various slurs and ties.

The second system of musical notation continues the piece. It features a treble staff and a bass staff. The treble staff has a treble clef and a key signature of one sharp. The bass staff has a bass clef and a key signature of one sharp. The music includes a *Ped.* (pedal) marking and an asterisk (*) indicating a specific performance instruction. The dynamics are mezzo-forte (*mf*).

The third system of musical notation continues the piece. It features a treble staff and a bass staff. The treble staff has a treble clef and a key signature of one sharp. The bass staff has a bass clef and a key signature of one sharp. The music includes a *Ped.* (pedal) marking and an asterisk (*) indicating a specific performance instruction. The dynamics are mezzo-forte (*mf*) and piano (*pp*). A *(>) decresc.* marking is also present.

The fourth system of musical notation continues the piece. It features a treble staff and a bass staff. The treble staff has a treble clef and a key signature of one sharp. The bass staff has a bass clef and a key signature of one sharp. The music includes a *Ped.* (pedal) marking and an asterisk (*) indicating a specific performance instruction. The dynamics are piano (*p*) and mezzo-forte (*mf*).

(>) *delesc.*

mf *p*

Ped. *

Ped. * *Ped.* * *Ped.* *

poco rit. *a.t.* *mf*

8 *Ped.*

8 *pp*

Ped. *

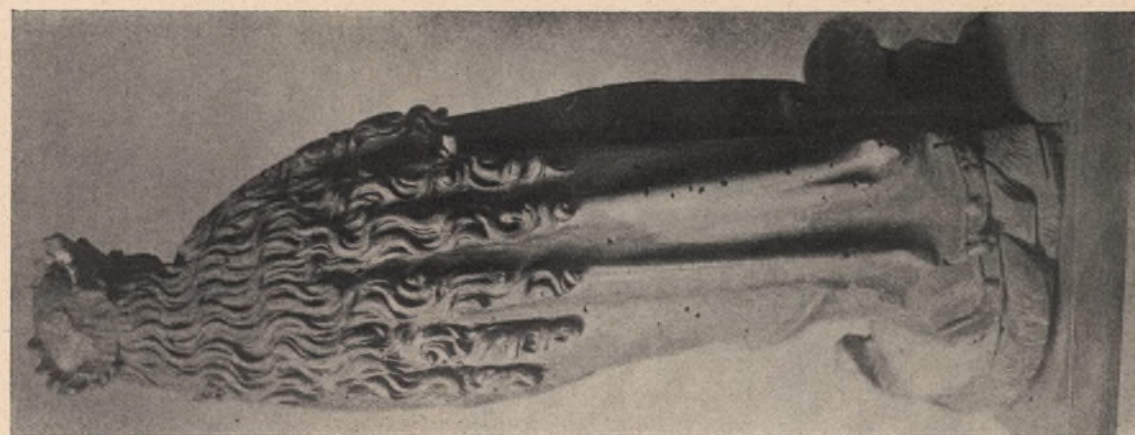
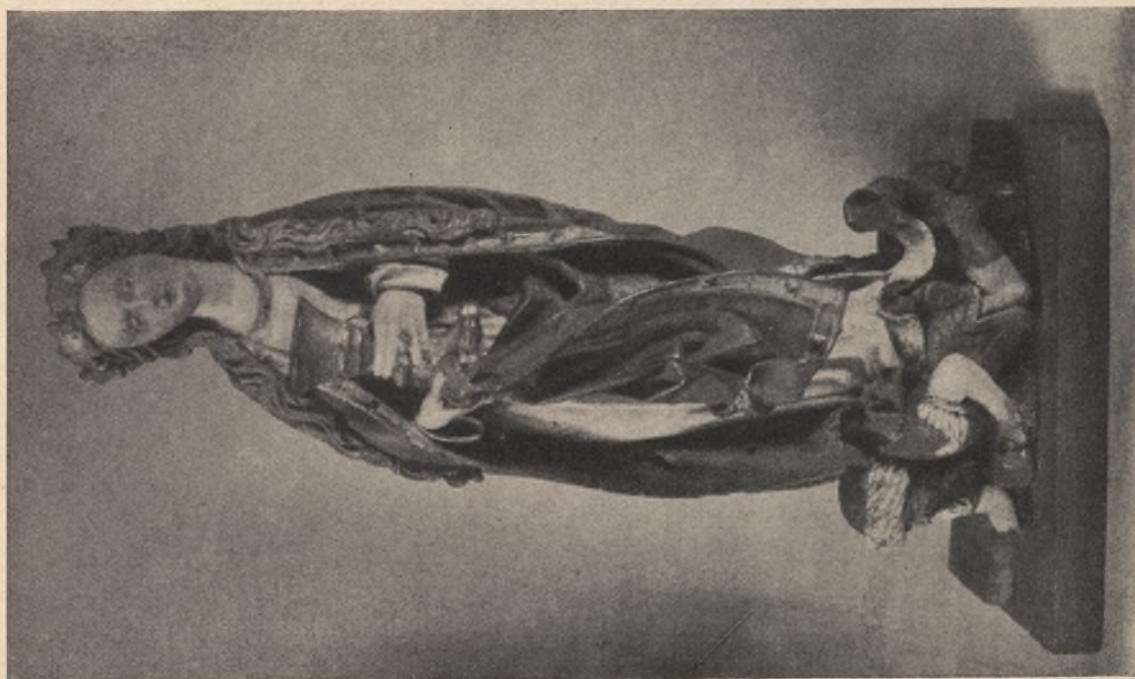
Eine hl. Barbara im Oberschlesischen Museum in Gleiwitz

Von Franz Landsberger

Im Oberschlesischen Museum in Gleiwitz gibt es unter den wenigen Stücken mittelalterlicher Plastik eine kleine, nur 21 cm hohe, aus Lindenholz geschnitzte Statue der heiligen Barbara von auffallendem Reiz. Da sie in der Breslauer Gotikausstellung von 1926 fehlte und auch später nicht publiziert worden ist, seien ihr hier einige Worte gewidmet, welche unsere Abbildungen (1—3) begleiten*). Auf dem Rücken eines liegenden Mannes in braunen Schuhen, weißem Hemd, gelbem Lederkoller und roter, pelzbesetzter Mütze steht die Heilige, deren Gestalt in schlanker Kurve nach oben schwingt. Sie hat ein weißes Gewand und darüber einen roten, grüngefütterten Mantel, der mit einer goldenen, edelsteingeschmückten Bordüre besetzt ist. Auf dem Haupte trägt sie das Märtyrer-Diadem, unter dem die langen blonden Haare in welligen Strähnen nach vorn und nach hinten hinabfließen. Die Rechte hebt einen Zipfel des Mantels empor, die Linke hält einen großen Abendmahlskelch, weil der Legende nach ein Engel ihr die heilige Kommunion gereicht hat. Zu ihrer Linken — vom Betrachter aus gesehen — stand einst der Turm, in dem sie ihr heidnischer Vater gefangen hielt. Heute sieht man davon nur noch die Fußplatte und einen kleinen Rest hinter dem Haupt des liegenden Mannes, doch deuten zwei Zapfen in 6 und in 15 cm Höhe an, daß er sich mindestens bis zur Mitte der Statuette erhob. Sein Fehlen hat die wohl- ausgewogene Komposition ins Wanken gebracht; ihm zum Ausgleich war der Körper der Heiligen etwas nach rechts verschoben, flatterte das Gewand unten aufstrudelnd zur Seite. Im übrigen ist die Erhaltung, abgesehen von der neuen Sockelplatte und einigen kleinen Beschädigungen, z. B. an den Händen des Kauernden, recht gut. Nur hat die Staf- fierung, in dem roten Mantel teilweise ergänzt, in den Fleischpartien eine völlige Neubemalung erfahren; dadurch hat vor allem der Ausdruck der Augen etwas Starres und Glotzendes bekommen.

Das ursprüngliche Museumsschildchen enthielt die Aufschrift: „St. Barbara, auf dem Berg- geiste, dem Skarbnik, stehend“; das ließ vermuten, daß die Statue schon ursprünglich für Oberschlesien gemacht sei. In Wahrheit gehörte sie dem Ursulinenkloster in Breslau, ging von ihm in den Besitz der Mutter des Amtssekretärs Ferenty in Plawniowitz und wurde von diesem 1911 dem Gleiwitzer Museum übergeben. Heute trägt sie denn auch die richtigere Bezeichnung: „St. Barbara, auf dem Türken, dem Symbol des Bösen, stehend“ und man möchte diese Beschriftung nur noch dahingehend ergänzen, daß die heilige Barbara in Nikomedien, der Hauptstadt Bithyniens an der Propontis (dem heutigen Ismid), geboren ist und von ihrem eigenen Vater enthauptet wurde. So bedeutet ihr Stehen auf einem Türken zugleich den Triumph über den mörderischen Erzeuger.

*) Ich verdanke diese Abbildungen Herrn Museumsdirektor Dr. Heinevetter, der mich auch mit Aus- künften liebenswürdig unterstützte.



1—3. Die hl. Barbara. Spätgotische Holzstatuette. Glewitz, Oberschlesisches Museum



4. Der hl. Lukas malt Maria

Holzrelief in der Breslauer
Maria - Magdalenenkirche

Wenn also diese Barbarastatue aus Breslau stammt, so läßt der Vergleich mit anderen Schnitzwerken erkennen, daß sie auch in einer Breslauer Werkstatt entstanden ist. Erich Wiese hat eine Gruppe von Werken zusammengestellt, die er um den Lukasaltar in der Maria-Magdalenenkirche gruppiert hat**). Dieser Gruppe möchte ich auch die Gleiwitzer Barbara zuzählen. Speziell mit dem Lukasrelief (Abb. 4) hat sie die nächste Verwandtschaft. Hier wie dort hat die weibliche Hauptgestalt das Köpfchen mit der hohen, gewölbten Stirn, der Kleinheit von Mund und Nase, dem Anflug von Doppelkinn, den langen, lockigen Haaren, die sich über der Schulter teilen. Am Mantel laufen hier wie dort breite Säume, die mit Edelsteinen besetzt sind, und das Untergewand schließt am Halse mit einem Saume, der gleichfalls mit Steinen verziert ist. Auch die Faltengebung zeigt sich in der dem natürlichen Fall des Gewandes entgegenlaufenden Aufbäumung verwandt.

Die Entstehung der Gleiwitzer Figur fällt, wie die der ganzen Gruppe, in die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert, d. h. in die Zeit der ausgehenden Gotik. Diese Zeit trägt ihre Motive, wie alle Spätkunst, in einer besonderen formalen Differenziertheit und zugleich seelischen Verfeinerung vor. So ist auch in der Gleiwitzer Barbara weniger die allen Leiden trotzbare Glaubensheldin, als die kostbar gewandete zarte Jungfrau betont.

***) Erich Wiese: Der Lukasaltar in der Maria-Magdalenen-Kirche und verwandte Werke. Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, Neue Folge IX. Bd. Breslau 1928. — Der Altar ist soeben sachkundig restauriert worden.

ILSE MOLZAHN:

FÜR EINE FRÜHVOLLENDETE

Suchet mich nicht, ihr Gefährten!

Ich entrann früher, als Liebe es wollte.

Weinet nicht um mich, meine Brüder!

**Ich hörte in den Nächten meines Lebens
des Himmels Sterne rufen und singen,
so hoch, so weit von mir!**

**Ich hörte Kraniche rauschen über meinem Dach,
die nach Süden zogen, nachts, als ich schlief.**

Mein Herz schlug schweren Schlag

**Den Kranichen nach
immer den Kranichen nach!**

Klaget nicht, meine Schwestern!

**Ihr sahet mich tanzen wie in hoher Lust
und doch zersprengte der Erde Leid mir die Brust.**

Weinet nicht, Väter der Erde!

**Ihr wähtet mich Kind,
ich war es den Jahren nach.**

Weinet nicht, Mütter der Erde!

Mein Herz war stolz.

**Oft sah ich eine Hand, die zu mir wollte,
aber ich schlug sie aus.**

**Irgendwo irrte ein Licht,
das mich blendete und verwirrte.
Ein Licht über der Erde,
die hart und schwer.**

**Eine weinende Erde,
eine weinende Herde von Menschen.
Ich konnte nicht mehr.**

**Stärker rauschten nächtlich die Kraniche,
himmlischer wurde der Sterne Gesang,
größer wuchs Himmel und Licht —**

**Sucht mich nicht, meine Gefährten,
sucht mich nicht!**

Mir ward ein glückliches Los.

**Denn mit einem Male zerfiel mein harter Wille,
die gläserne Schale zersprang,
und ich versank
leise, ganz leise
in Gottes strahlendem Schoß!**

Lichtbildnerei und Fachschulung

Von Prof. Gustav Wolf

Die Handwerker- und Kunstgewerbeschule Breslau besitzt zwar eine graphisch-buchgewerbliche Fachabteilung mit Photochemigraphie, ihrer Schülerschaft fehlen aber Lehrgänge in Lichtbildnerei. Diese Lücke auszufüllen, wird Albert Benna, der auf der bayerischen Staatslehranstalt für Lichtbildwesen in München studiert hat, von nun an photographischen Unterricht erteilen. Von welchem Gesichtspunkt aus diese Arbeit in Angriff genommen wird, zeigt der Beitrag des Direktors der Anstalt.

Die Kunst im Dienste des Alltags, im Dienste der Wirtschaft bedient sich immer stärker der Lichtbildnerei. Es spielt sich darin ein Vorgang ab, der an die Geschichte der Maschine erinnert: ihre Handwerksgegnerschaft ist bis zum Überdruß betont worden; aber das Handwerk hat sich nicht abseits gestellt, sondern sich die Maschine nutzbar gemacht. Gegen reine Industrie behauptet sich eine durch Maschinen wettbewerbsfähig gemachte neue Handwerksform „industrialisiertes Handwerk“ besser als ein „Nur-Handwerk“. So macht es heute auch der Gebrauchsgraphiker. Er hat lernen müssen, daß er seinen Platz leichter behaupten kann, wenn er nicht nur Zeichnung und Farbe, sondern auch das Lichtbild unter die Herrschaft seines Ausdruckswillens zu bringen weiß. Besonders der Werbezeichner, Sportzeichner und Plakatmaler benutzen die Kamera: ihnen wird das Wiedergabemittel des Lichtbildes ebenso zum Ausdrucksmittel wie eine zeichnend oder malend gewonnene Niederschrift. Es ist zwar für die Ausdrucksstärke nicht gleichgültig, wie eine Niederschrift des seelischen Eindrucks auf die ausdruckstragende Fläche gewonnen wurde: ob unmittelbar durch die mitfühlende eigene Hand oder mittelbar durch Linse und Licht. Aber noch wesentlicher ist doch, daß überhaupt durch Niederschrift ein „Gesicht“, ein Gesehenes und Erlebtes sichtbar wird. Solange man an eine Lehrbarkeit der Mittel künstlerischen Gestaltens glaubt, muß man die Lichtbildnerei ebenso für „kunstschulfähig“ achten wie das Zeichnen oder Malen.

Noch sicherer ist aber die Zugehörigkeit der Lichtbildnerei zum Lehrgebiet des Handwerklichen. Das Lichtbild ist eben, ehe es noch „Ausdruck“ sein kann, vor allem Wiedergabe und Darstellung; selbst eine Wiedergabe und noch häufiger Grundlage weiterer vervielfachter Wiedergabe durch die in den letzten drei Jahrzehnten unschätzbar vermehrten und veredelten Druckverfahren. Es ist also nötig, die Lichtbildnerei als handwerkliches Wiedergabeverfahren zu lehren und zu lernen. Wenn die Lehrpläne für staatlich zu prüfende Werbegravierer, die der Minister für Handel und Gewerbe aufgestellt hat, Photographie als Lehrfach vorschreiben, so ist dieser handwerkliche Aufgabenkreis gemeint.

Der Fachschüler soll die Möglichkeit haben, sich in Lichtbildnerei mindestens soweit auszubilden, wie ihre Verwendung in der Graphik es erfordert, am besten in unmittelbarer Verbindung mit der rein graphischen Ausbildungsmöglichkeit. Nicht jeder Gebrauchsgraphiker kann eine photographische Fachschule besuchen — zumal es deren nur zwei, in München und Berlin, gibt; nicht jeder Photograph kann sich in den Dienst der Gebrauchsgraphik stellen. Aber jede graphische Fachschule hat die Pflicht, die Vermittlung zwischen Lichtbildnerei und Gebrauchsgraphik herzustellen. Sie bedarf der Photographie genau so wie der Photochemigraphie. Eine Sammelfachschule wird zu beachten haben, daß erste Anleitung in der Lichtbildnerei auch vielen Kunsthandwerkern ein Bedürfnis ist. Der Graphiker, ob Künstler oder Handwerker, ist aber keineswegs der einzige, der das helfende Handwerk der Lichtbildnerei für seinen Beruf erlernen muß. In den Werkstätten der Medizin, der Physik und Chemie und in den Hilfswerkstätten der ausübenden Rechtspflege hat das Lichtbild als Urkunde und Niederschrift eine fast unübersehbare Bedeutung gewonnen. Wenn man in Zeiten der Erwerbstätigkeit gezwungen und bestrebt ist, die Fülle handwerklich begabter Menschen aus wenigen, bisher einseitig bevorzugten und darum überfüllten Berufen in immer zahlreichere neue Zweigberufe abzuleiten und zu verteilen, so muß man aufhören, nur Bildnisphotographen auszubilden und muß auch für wissenschaftliche Photographie geeignete Ausbildungsmöglichkeit schaffen.

Vorfrühling im
Scheitniger Park



Lichtbild
von Albert Benna



Schlesische
Bauernhäuser

Lichtbild von A. Benna

Musik

Produktive Musikpflege

Es werden Konzerte veranstaltet, es wird Oper gespielt, man bemüht sich um Programme, organisiert und politisiert — und bleibt unproduktiv. Das ist der Tenor des Rückblicks auf die verflossene Spielzeit und weit darüber hinaus. Die Musikpflege beginnt programmäßig mit der Bewahrung und Betreuung des Alten. Schön und gut. Kein Mensch wird dagegen etwas einwenden. Kommt es nun etwa darauf an, daß man im Konzertsaal ein bißchen Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert und Brahms mixt und in der Oper Mozart, Beethoven, Weber, Wagner und Verdi durcheinanderspielt? Oder darauf, daß man bestimmten, stilkundig ausgewählten, einem weitschauenden, mehrere Spielzeiten umfassenden Plane unterstellten Werken Gestalt gibt? Eine Gestalt, die aus der für lebendige Musikpflege unerläßlichen Verbindung zwischen historischer Orientierung, gründlichster Sachkenntnis und instinktmäßigem Gegenwartsgefühl herauswächst. Man sagt: „Wie sollen wir Programme machen, wenn wir kein Publikum haben, wenn wir das sich etwa zusammenfindende Publikum nicht kennen? Früher kannte man sich. Um den treuen Abonnenten wußte man genau Bescheid. Heute? Ja, wen soll man anlocken, auf wen Rücksicht nehmen? Wie man's macht, ist's falsch.“ Das stimmt nicht. Die abgelaufene Spielzeit der Philharmonie zeigte, daß es Dohn richtig, Lert falsch macht. Wie weit da Zufälligkeiten mitspielten, was Glückssache oder Pechsträhne war, braucht nicht erörtert zu werden. Plan und Grundhaltung stehen zur Aussprache. Dohn hielt es mit dem großen Format, mit dem Unbekannten und Neuen, Lert wollte gefällig, unterhaltend, belehrend sein. Nach diesem Gesichtspunkte wählte er aus, nach diesem Gesichtspunkte interpretierte er. Leider zu lange und zu ausschließlich. Das Publikum fühlte sich gelangweilt und verzog sich. Damit ist keineswegs das Urteil über den Orchestererzieher und Dirigenten Lert gesprochen. Nur ein Irrtum ist festgestellt. Dohn empfand, daß man einem bestimmten und z. Zt. sehr großen Kreis von Musikinteressierten ein Werk von formalem Reiz und genialer Inspiration, früheren Generationen fremd geblieben, bieten darf, bieten muß. Und darum führte er Bachs „Kunst der Fuge“ auf. Mit dem sensationellen Erfolge ist nicht nur eine Interpretation festgestellt. Eine Produktionsfrage ist angeschnitten. Läßt sich aus den Widersprüchen der Zeit, die auch das kulturelle Leben verwirren, ein richtungsgebender Grundgedanke ablösen? Setzt sich ein Verlangen, ein Begehren, das der Produktion Wege weist und Haltung gibt, durch? Ohne Zweifel. Seit dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts vollzog sich in der musikalischen Produktion ein Auflösungsprozeß. Form, Harmonik, Rhythmus und Melodik verloren die Bindung an zentrale Punkte und Kräfte. Frankreich war der Herd der bunten, blendenden, von der Kunst pyro-

technischer Komponisten genährten Flamme, deren zerstörender Wirkung sich die letzten Vertreter der deutschen Spätromantik vergeblich entgegenstellten. Die junge Generation stand zwischen zwei Feuern und fand, von der Unruhe der Zeit hin und hergeworfen, vom Existenzkampf an der Besinnung gehindert, keinen klaren, die Verwirrung lösenden Stil. Man produzierte in Unmassen, man suchte Beifall bei dem kleinen Kreis der Fachleute und trieb intellektuelle Artistik, man bemühte sich um die Massen und konstruierte eine unwahre Volksmusik. Da bringt ein Dirigent ein altes Schulwerk heraus, jung und alt strömt herzu, vor allem die Jugend. Die Form, z. T. sehr kompliziert, aber klar und fest im Gefüge, durch eine unerschöpfliche Fantasie belebt, zeigt ihre Macht. Es ist ein Wegweiser, zuverlässig und eindeutig für die schaffende Jugend aufgerichtet worden. Erfolge der Singakademie — Dohn brachte vier große Novitäten heraus — verknüpften sich mit Werken von bewußter, innerer Haltung, grundverschieden im Stil, aber in sich konzentriert: „König David“ von Honegger, „Psalmus hungaricus“ von Kodaly, „Das dunkle Reich“ von Pfitzner und „Psalm 90“ von Thomas. In keinem der Werke mehr artistische Spielerei, unsicheres Experiment, sondern bewußtes, formsicheres Gestalten innerlicher Vorgänge. Auch in diesen Erfolgen liegt eine Anregung für die Produktion. Kein Intendant einer deutschen Oper kann heute für die von ihm gepflegte Kunstgattung mit rein künstlerischen Mitteln eintreten. Er hat sich ums Geschäft zu kümmern. Auch der Breslauer Intendant mußte sehr gegen Willen und Überzeugung an die Unterhaltungsoperette heran. Er hofft mit uns, daß das Publikum die Geschichte doch mal satt kriegt — Anzeichen melden sich — und dann wird er wieder künstlerische Spielplanpolitik treiben dürfen. Bemerkenswerte Ereignisse waren: die Aufführungen von Pfitzners „Das Herz“, „Manon Lescaut“ von Puccini, „Macbeth“ von Verdi, „Spuk im Schloß“ von Kricka. Daß Wagner verhältnismäßig zurücktreten mußte, lag an Lücken im Ensemble. Auch Mozart wurde schwach bedacht. Hierfür gibt es keine Erklärung. Daß das Breslauer Stadttheater die Oper eines einheimischen Komponisten („Lais“ von Richard Enders) aufführte, war verdienstvoll, wenn auch das musikalische Ergebnis nicht viel mehr war, als die Feststellung eines stilistischen Irrtums. Mit der Gegenwartsproduktion hatte unser Opernbetrieb — vom Studio abgesehen — wenig zu tun. Dieser Mangel geht nicht auf Interesslosigkeit des Intendanten zurück; er ist ganz einfach eine gebotene geschäftliche Vorsicht.

Den Aufführungen der „Jungen Bühne“ schenkt das Publikum große Aufmerksamkeit. Wenn sie erhalten bleiben soll, ist eine Umstellung des Programms, vielleicht sogar eine ganz andere Betriebsform notwendig. Es genügt nicht, die aus-

gefallensten Erscheinungen des internationalen Marktes herauszustellen. Das kann gelegentlich geschehen, wenn sich in irgendeinem Werk Kunstwerte von ganz besonderer Eigenart offenbaren. Unser Studio müßte ein Gepräge haben, das mit der kulturellen Bedeutung der Breslauer Oper — es wird ja soviel davon gesprochen — im Einklang steht. Dann würde es produktiv, nicht bloß als Schaustellung wirken.

Ein Zweig produktiver Arbeit des Operninstituts ist auch die Heranbildung sängerischen Nachwuchses. Beweglich klagt Tietjen, daß es daran fehlt. An Talenten fehlt es durchaus nicht, aber an Beschäftigung für diese Talente. Eine Oper, wie die Breslauer, braucht für alle Fächer zunächst mal reife Künstler, aber sie hat Möglichkeiten, An-

fänger zu entwickeln. Das erschwert ohne Frage den Betrieb, erhöht die Probenzahl, schafft auch Unsicherheiten. Alles das müßte aber im Interesse produktiver Erziehungsarbeit überwunden werden. Zwei starke gesangliche Talente, die Herren Hotter und Krawitt, sind hier nicht ausreichend gefördert worden.

Der neue Leiter der Breslauer Oper, dem auch die Hälfte der philharmonischen Konzerte zufällt, Herr von Hoesslin, hat Zukunftspläne entwickelt. Es werden nicht alle Blümenträume reifen, aber wir sind zufrieden, wenn die Wiedergabe älterer Werke künstlerisches Niveau hält, wenn Beziehungen zur Gegenwart gepflegt werden und wenn planvolles Arbeiten im produktiven Sinne erkennbar wird.

Rudolf Bilke.

Bildende Kunst

Politik und bildende Kunst

Es ist immer so: in politisch aufgewühlten Zeiten treten auch in der sonst der Politik gegenüber etwas passiv eingestellten Künstlerschaft politische Strömungen hervor, die in Reden und Manifesten sich entladen. Die Maler und Bildhauer überlassen in solchen Zeiten gerne die Führung den Schriftstellern, und man erlebt immer dabei, daß Pinsel und Farbe vor Feder und Tinte kapitulieren und am Ende die bildende Kunst selbst in das literarische Fahrwasser langsam aber sicher abgleitet und schließlich einsehen muß, daß sie in diesem Element nicht lebensfähig ist. Man braucht dabei gar nicht an das nun etwa 20 Jahre zurückliegende futuristische Manifest zu denken, man erinnere sich nur der ersten Jahre der Nachkriegszeit. Damals fand sich eine ganze Reihe begabter Künstler zusammen, die bereits am Horizonte die Morgenröte einer neuen Geistigkeit sahen, die auch dem Leib des Künstlers ein paradiesisches Mittagessen und einen sorgenlosen Lebensabend verhieß.

Heute stehen wir wiederum vor einer Zeitenwende, wenigstens in Deutschland. Das ganze Volk ist vom politischen Fieber erfaßt. Die Losungsworte sind denen von 1919 entgegengesetzt. Und wieder erleben wir, daß die politische Brandung auch in die Kreise der Künstlerschaft eindringt.

Über Politik und Kunst kann man insofern nicht streiten, als selbstverständlich politische Ereignisse sehr wohl die Themen für künstlerische Gestaltung abgeben können. Es ist durchaus möglich, daß ein nationalsozialistischer Künstler aus der Fülle seiner Begeisterung heraus eine Apotheose Hitlers gestalten könnte, vor der auch der politische Gegner den Hut abnehmen würde. Es ist aber ein Unfug, wenn, wie es in Breslau vor kurzem geschah, eine Handvoll Künstler die Propaganda für eine Ausstellung in einer Weise aufzieht, die arg nach einem Reklame-Rummel schmeckt. Es ist eine Überheblichkeit, zu behaupten, diese Ausstellung im Generalkommando sei die erste wirklich deutsche nach dem Kriege. Wenn die deutsche Kunst von morgen so aussehen soll wie das zwar gutgemeinte, aber ohne jedes künstlerische Temperament gezeichnete Bild: „Nach Ostland woll'n wir reiten“ oder wie das innerlich hohle Pathos allegorischer Gestalten: „Aus finsterner Macht“ oder „Schwer lastet das Schicksal“, dann wird das geistige Deutsch-

land von dieser Kunst nichts wissen wollen. Ich protestiere dagegen mit aller Entschiedenheit, daß man Kitsch und Mittelmäßigkeit als deutsche Kunst bezeichnet. Und wenn dann außerdem noch von diesen Künstlern versucht wird, durch alle möglichen politischen Machenschaften hinter den Kulissen die Kritik zu knebeln, dann müßten sich diejenigen guten Elemente und tüchtigen Künstler, die sich heute ebenfalls zu der rechtsnationalen Strömung bekennen, zusammenschließen und sich mit allen Mitteln dagegen stemmen, daß künftighin von einer Hand zumeist mittelmäßiger Maler und Bildhauer ein Terror auf das Breslauer Kunstleben ausgeübt wird, der seine Stärke nicht aus der künstlerischen Leistung, sondern aus der politischen Anschauung ihrer Träger zieht.

Ich persönlich lasse mir meine Gesinnung nicht verdächtigen. Ich bin Jahre hindurch, weil es mir um die Wahrheit ging, gegen den Strom geschwommen, ich werde auch gegen den Mißbrauch, den man mit Wort und Begriff des Deutschtums treiben will, ankämpfen. Aus meiner politischen Einstellung heraus begrüße ich gewiß jede Äußerung einer neuen Geistigkeit aus tiefer völkischer Verwurzelung. Aber der Kritiker kann den Weg für diese nur dann ebnen helfen, wenn er Platz macht für das Wachstum der großen Bäume, denen das Unterholz den Weg versperrt.

In der Fortentwicklung der Kunst werden gerade die von der Peripherie kommenden Kräfte besonders wichtig werden. Schlesien muß den Ehrgeiz haben, nicht bei einer abgestandenen Provinzkunst der Mittelmäßigkeit stehen zu bleiben, sondern auf eine lebendige junge Kunst hinzuarbeiten, deren enges Verhaftetsein mit der heimischen Scholle ihr köstlichstes Erbteil ist. Dr. Schellenberg.

Nachwort der Schriftleitung: Wir haben dieser temperamentvollen Einsendung des bekannten Kunstkritikers Raum gegeben, weil sie einen offenbaren Mißstand berührt, der sich in das Breslauer Kunstleben einzuschleichen beginnt. Die politische Gesinnung des Künstlers mag sein, welche sie wolle, sie mag sich auch in seinen Werken lebendig aussprechen und so als künstlerisches Movens willkommen sein. Nur darf sie nicht dazu dienen wollen, dem Werk eine



Der neue Elefantenbrunnen
in Scheitnig

Entwurf: Elisabeth Stein

Beachtung zu erzwingen, die ihm vom künstlerischen Standpunkt aus nicht gewährt werden kann. Damit reißt sie eine Kluft gerade in jenen Bezirken auf, die sich bisher von parteilicher Spaltung fernhalten konnten, weil sie sich in der gemeinsamen Liebe zur Kunst zusammenfanden.

Die Schlesischen Monatshefte, die alle heimatisch-schöpferischen Kräfte, gleichviel welcher politischen Richtung, zusammenschließen, werden vor diesem Eindringen der Politik nicht in sondern neben die Kunst als diesem Zusammenschluß abträglich warnen müssen.

Ein Notjahr Görlitzer Künstlerhilfe

Was in dem Notjahr 1931 von den Vorschlägen und Anträgen der Künstlerschaft unserer Stadt verwirklicht werden konnte, sei im folgenden kurz geschildert:

In einer ersten Besprechung mit dem Oberbürgermeister schlugen die Vertreter der Künstler eine Anzahl wirksamer Maßnahmen für das kommende Jahr vor:

Man erbat keine Unterstützungen, sondern Arbeits- und Erwerbsmöglichkeiten, um die brachliegenden Kräfte produktiv zum Vorteile der Stadt betätigen zu können.

Zwar war den Künstlern von vornherein bewußt, daß nicht alle ihre Vorschläge sofort in die Tat umgesetzt werden könnten. Sie waren aber überzeugt, daß, wenn man überhaupt erst einmal ihre Not sah und ihre Stimmen hörte, sich wohl Möglichkeiten der Hilfe ergäben. Wenn die Stadtverwaltung als Behörde sich helfend einsetzte, so meinte man, dann wären auch bald die einzelnen Mitglieder der städtischen Körperschaften irgendwie gewonnen, und es könnte nicht allzu schwer sein, andere einflußreiche Persönlichkeiten der Stadt als Helfer zu gewinnen.

Es kam ja nur darauf an, endlich einmal die Not der Künstler als eine Frage der Kultur und als Gegenstand der Solidarität der Besten ins allgemeine Bewußtsein zu bringen. Es konnte sich nicht so sehr darum handeln, sofort Quellen zu

finden, die reichlich flößen, als vielmehr darum, eine allgemeine Helfergesinnung zu erregen, die schließlich von selbst die rechten Wege finden würde.

Waren auch die Hoffnungen im Anfang vielleicht zu hoch gespannt, so hat man im Laufe des Jahres doch einiges erreicht. Aus dem Katalog der Wünsche, den die Künstler vorlegten, heben wir folgendes hervor. Man erbat:

1. einen Raum in einem städtischen Gebäude möglichst in der Stadtmitte, etwa einen Laden, und sei er noch so klein, als ständigen Ausstellungsraum zur Verfügung zu stellen;
2. einheimische Künstler zur Beratung für den Anstrich und die Ausmalung städtischer Bauten, auch der Siedlungsbauten heranzuziehen, wie das anderswo seit Jahren geschieht;
3. Amtsräume und Schulen mit Bildern, Graphiken, Plastiken, Keramik, d. h. mit Originalen einheimischer Künstler auszuschnücken und diese Erzeugnisse entweder zu erwerben oder zu mieten. (Wenn man überhaupt noch Bilder an die Wände hängt, warum dürfen es nicht gute und Originale sein? So dachte man, das schrie man nicht);
4. mehr als bisher Baukeramiken in der städtischen Ziegelei herstellen zu lassen;

5. einheimische Künstler zur Beratung der Friedhofsverwaltung bei der Gestaltung und Aufstellung von Denksteinen und Urnen heranzuziehen (Wir haben einen herrlichen alten Friedhof in unserer Stadt mit gotischen schmiedeeisernen Kreuzen und prächtigen Steinen aus der Barock- und Empirezeit; der neue aber hat das köstliche Vorbild achtlos übersehen. Kaum irgendwo ein Anklang an die gute Tradition. Das tiefe Niveau der dort stehenden Steine ist trotz der zahlreichen einschränkenden Vorschriften der Friedhofsverwaltung eine schmerzliche Scham);
6. Plastiken und Brunnen in den städtischen Anlagen auf Grund von Wettbewerben an heimische Künstler zu vergeben;
7. Möbel für städtische Räume von Künstlern entwerfen zu lassen oder beschränkte Wettbewerbe auszuschreiben;
8. Aufträge für Diplome, Urkunden, Plakate, Druckschriften sollen an Künstler vergeben werden;
- 9/10. ebenso soll die Ausgestaltung eines guten Führers und eines Stadtbuches von Künstlern besorgt werden;
- 11/12. zum Schluß wird gebeten, die Künstlerschaft ebenso wie die Studenten bei der Bewilligung von Stipendien zu berücksichtigen und alle anderen Behörden der Stadt, die Industrie und die Vereine im Sinne der wiedergegebenen Wünsche anzuregen.

Immer wieder betonten die Vertreter der Künstler, daß ihnen nichts ferner läge, als Almosen zu erbitten, daß sie vielmehr durchaus in der Zeit ständen und die Beschränkung und die Kargheit dieser Zeit zu genau kennen, um unerfüllbare Forderungen zu stellen. Keiner könnte mehr allein von der reinen Kunstausbübung leben. Aber auch heute noch wäre es durchaus möglich, durch Mittel, die der öffentlichen Hand und Privaten noch immer zur Verfügung stehen, die Künstler zu fruchtbarer Mitarbeit heranzuziehen.

Natürlich konnten nicht alle Wünsche im Laufe eines Jahres erfüllt werden; dies hatte auch niemand erwartet. Was aber in einem Jahr Künstlerhilfe in einer deutschen Mittelstadt trotz allem erreicht werden konnte, und noch dazu ohne besondere neue Mittel, nur durch Ausnutzung des Gegebenen, war doch verheißungsvoll und könnte als Anregung für andere dienen.

Die Künstler erhielten zuallererst — und damit wurde ein jahrlanger sehnlicher Wunsch erfüllt — kostenlos einen ständigen Ausstellungsraum. Zwar war er nicht im Mittelpunkt der Stadt gelegen, aber immerhin auf dem Marktplatz. Ein schön gewölbter und als Sitzungssaal dienender Laden im Wohlfahrtshause wurde nun für Ausstellungen zur Verfügung gestellt, ohne seinem Zwecke als Sitzungsraum entzogen zu werden. Ein Wohlfahrtserwerbsloser führte als Gegenleistung für die Unterstützung, die er ohnehin erhielt, die Aufsicht.

Mit Feuereifer richteten die Künstler den Raum her; er gewann dadurch wesentlich, und es sind in einem Jahre nacheinander sechs verschiedene Ausstellungen dort gezeigt worden. Die Presse zeigte reges Interesse und half von sich aus durch wiederholte Hinweise. Zwar war der Verkauf von Kunstwerken nur gering — niemand hatte es

anders erwartet — aber es wurden doch eine Anzahl Keramiken, einige graphische Blätter und einige Zeichnungen verkauft. Dieser Verkauf war auch nicht das Entscheidende. Wesentlich war, daß die frei schaffenden Künstler jetzt einen gemeinsamen Raum als Stelldichein und Vermittlungsstelle besaßen, ohne daß ihnen dadurch Kosten entstanden wären. Außer von den Kunstfreunden und von Geschäftsleuten der Stadt wurde die Ausstellung wiederholt von Schulklassen besucht, und dies vermittelte zwanglos Beziehungen zwischen Künstler und Bevölkerung. — Unter den wechselnden Ausstellungen hoben sich eine Berufskunstausstellung und die Weihnachtmesse besonders hervor.

Angeregt durch die Werbung der Künstlerhilfe, schrieben die Stadt und ein Verein zwei beschränkte Wettbewerbe aus zur Gewinnung einer Adresse zum Rheinlandflug und für eine Werbekarte für eine allgemeine Sammlung. Die Zeitschrift der städtischen Werke, die allmonatlich in alle Häuser geht, brachte Gratisanzeigen von der Ausstellung.

Auf Antrag der Künstlerhilfe erhielten ein Maler, ein Bildhauer und ein Architekt je ein namhaftes Stipendium aus den Stiftungsmitteln der Stadt. Die Künstler haben dafür aus eigenem Antrieb der Stadt Bilder und eine Plastik überwiesen.

Auf Anregung der Künstlerhilfe erwarb das Museum ein größeres Gemälde. Außerdem konnte ein sehr zurückgezogen lebender Maler und Graphiker ein Abonnement auf monatlich einen Holzschnitt eröffnen, das ihm zwar eine bescheidene, aber doch willkommene ständige Einnahme sicherte. Ein der Künstlerschaft angehöriger Maler erhielt von der städtischen Bauverwaltung mehrere Aufträge zum Ausmalen städtischer Gebäude, so daß er den ganzen Sommer hindurch beschäftigt war. Den schönsten Erfolg aber bereitete der Künstlernotheilfe die städtische Schulverwaltung, indem sie alle Schulen der Stadt, die höheren und die Gemeindeschulen, anregte und ermächtigte, Bildwerke der einheimischen Künstler gegen eine geringe Gebühr für die Schulen zu leihen, sie gegeneinander auszutauschen und als Lehrmittel für den Zeichen- und Kunstunterricht zu verwenden. Die Schulverwaltung selbst organisierte den Verleih und überwies der Künstlerschaft die Gebühr für ein Jahr in einer Summe im voraus. Das war eine höchst willkommene Weihnachtsgabe.

Es ist gewiß nicht viel, was hier in einer Mittelstadt im Laufe eines Jahres getan wurde, und es sind noch längst nicht alle Möglichkeiten erschöpft. Was aber dieser Hilfe den besonderen Wert gibt für unsere Zeit, das ist der Umstand, ich betone das nochmals, daß sie geleistet wurde ohne Neubewilligung öffentlicher Mittel.

Wenn erst einmal jeder einzelne, der sich ein Zimmer einrichtet, jeder Kaufmann, der seine Waren anpreist, sein Schaufenster ausstattet, jeder Verein, der ein Fest feiert, eine Vereinsschrift herausgibt, Diplome verteilt usw. usw., darüber nachdachte, wie all diese Dinge mit fachmännischer Beratung ohne Mehrkosten erfreulicher und wertvoller gestaltet werden könnten, dann wäre unendlich viel erreicht. Ja, es ist nicht übertrieben, wenn ich behaupte: dann gäbe es überhaupt keine Not mehr unter den Künstlern.

Eberhard Giese.



Die Ausstellung der Niederschlesischen
Künstlervereinigung in Penzig

Schlesische Kunst in Berlin

Die Berliner Sezession hat nach langem Zögern nun doch noch eine große Aquarellausstellung zusammengebracht. Im allgemeinen findet man gute Mittelqualität. Die ganz Großen fehlen wieder. Immerhin zeigt sich allerlei Interessantes, wie meist bei solchen Kleinkunstausstellungen, weil auf diesem Gebiet viel mehr experimentiert werden kann, als im gewichtigeren Öl und in der schwerfälligen Großplastik. Darum mag auch einer solchen Schau leichter Unzugehöriges unter-schlupfen. Man hätte sich hier die Jury etwas strenger gewünscht, denn manche Zeichnungen und Aquarelle sind für das höhere Forum der Sezession wirklich zu dilettantenhaft. Aber die Scholz und Kaus, Hofer und Groß, Gawell und Roeder usw. vermögen auch anspruchsvolle Besucher voll zu entschädigen. Überhaupt leisten ja im allgemeinen die deutschen Künstler in Aquarell und Zeichnung besseres als in der endgültigen Form. Nicht so freilich Willy Jaeckel, dessen Kohlezeichnungen die Qualität seiner Ölstücke nicht erreichen. Was sich, gebunden und gehoben durch die Farbe, als Kraft, Wucht oder interessante Eigenart äußert, grenzt hier fast ans Kleinliche. Nur das Mädchenporträt hat unbestrittene Qualitäten. Reizend sind drei Aquarelle von Eugen Spiro, Küsten- und Hafenlandschaften. In feinen Strichen sind sie hingesezt und durch Übertuschen ist eine flotte und lebendige Wirkung erzielt. Auch Röhricht zeigt drei Aquarelle. Zwei sind von den Farben — ohne ihrer zu entbehren — stark abstrahiert. Beim dritten, Schiffe am Meer, das viel lebendiger und lebhafter ist, wird die sprühende Lebendigkeit noch durch starke Farbakzente unterstrichen. Unter den Pla-

stiken, unter denen Kolbe und Thorak besonders erfreuen, findet sich eine Kleinbronze „Stehender Jüngling“ von Renée Sintenis. Diese Meisterin vibrierender Plastik und sprühenden Lebens wird uns nie enttäuschen.

Lotte Konnerth-Decke, eine geborene Breslauerin, stellt in der Galerie Gurlitt „abstrakte Bilder“ aus. Die Arbeiten haben alle ungefähr dasselbe kleine Format, das für diese subtilen Dinge sicher besonders geeignet ist. Es sind eher feingliedrige Ornamente als eigentliche Bilder, wenn auch meist bildmäßig geschlossen. „Persische Spitzentücher“ heißt ein Blatt; für den Betrachter dieser kleinen Sammlung gewinnt es fast überschrifthafte Bedeutung. Die Kompositionen dunkler Hintergründe mit feinen helleren Farbpartien zeigen guten Geschmack. Einzelne Blätter wie etwa die „Auflösung“, gemahnen an Kompositionen von Klee. Andere wieder halten sich zu sehr an gegenständliche Erinnerungen, manchmal ist auch die Komposition der Einzelornamente zur Gesamtwirkung nicht recht gelungen. Stilisierte Natur ist am wirkungsvollsten, wenn sie in reines Ornament übersetzt zur Einheit geführt wird, wie bei „Untersee“. Die Künstlerin sollte beim reinen Ornament bleiben, ohne visionär werden zu wollen oder sich an ein engeres Thema zu binden, dann erzielte sie die schönen Erfolge wie bei den Zeichnungen, wobei ihr für die Malereien noch die Fähigkeit zuhelfe kommt, beste orientalische Farbenzusammenstellungen früherer Zeiten wieder zum Leben zu erwecken. Sie hat die Gabe des Märchenerzählens, wie die Schöpfer früher persischer Teppichornamente.

Dr. M. Goering.

Niederschlesische Kunstvereinigung

Die Niederschlesische Kunstvereinigung hat ihre Wanderausstellungsreihe für das Jahr 1932 im Regierungsbezirk Liegnitz begonnen. Die erste Ausstellung fand vom 5. bis 12. Juni in Niesky statt. Das Verkaufsergebnis war den wirtschaftlichen Verhältnissen entsprechend. Mit Rücksicht auf die nicht allzu großen zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten konnte das eingelieferte Material der Künstler des Regierungsbezirks Liegnitz, erweitert um eine nicht unbeträchtliche Zahl von

Arbeiten der Mitglieder des Künstlerbundes Schlesien, in Niesky noch nicht voll zur Geltung kommen. Um so wertvoller war es, in der vom 22. Juni bis 2. Juli stattfindenden zweiten Ausstellung in Penzig in der neuen von Pantke & Keidel erbauten Turnhalle eine ideale Ausstellungsmöglichkeit anzutreffen. (siehe Abb.) Auch hier ist das Verkaufsergebnis verhältnismäßig günstig gewesen. Die nächste Ausstellung wird gemeinsam mit dem Kulturring Breslau im goldenen Saal

und den anschließenden Räumen der Regierung in Liegnitz am 7. August eröffnet werden. Gleichzeitig hat die Niederschlesische Kunstvereinigung für die diesjährige Jahresgabe drei Graphiken für ihre Mitglieder bestimmt, und zwar von Willibald Paschke, Glogau, „Kälber“, Holzschnitt, von Rudolf Hacke, Seitendorf, „Landstraße“, Radierung, von Johannes Wüsten, Görlitz, „Otto Burger als Stanhope“, Kupferstich. Auch die Auswahl dieser drei Blätter durch die Jury beweist, daß die Niederschlesische Kunstver-

einigung sich ihrer bedeutenden Aufgabe im kunsterzieherischen Sinne klar ist. Es steht zu hoffen, daß die Auslieferung der Jahresgabe und die diesjährige Lotterie, zu der eine Ankaufsvor-entscheidung von Kunstwerken in Höhe von 2500 RM. bereits getroffen ist, dazu beitragen wird, den Mitgliederbestand der Vereinigung trotz der Schwere der Zeit zu erhalten und ihr damit zur Erfüllung ihrer wichtigsten Aufgabe zu ver-helfen, der Not der Künstler des Regierungs-bezirks Liegnitz zu steuern. Dr. Grundmann

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Soll Schlesien doch „versacken“?

Man hat auch in diesem Jahre das Jubiläum des deutsch-polnischen Zollkrieges mit einigen mehr oder weniger wehmütigen Betrachtungen gefeiert. Seit sieben Jahren bestehen die anormalen wirtschaftlichen Grenzverhältnisse, die bekanntlich den schlesischen Handel und vor allem die schlesische Verarbeitungsindustrie, also den Maschinenbau, die Textil-, die kera-mische und die Glasindustrie, von ihren ehemali-gen Absatzmärkten zum Teil ganz abgeschnitten haben, oder doch den Absatz durch Kampfzölle, durch Kontingentierung äußerst erschwert haben. Die Wirtschaftsumsätze zwischen Deutschland und Polen sind von 1930 auf 1931 rapide gesunken. Deutschlands Einfuhr nach Polen betrug nur noch 24,6 % gegen 27 % im Vorjahr von der pol-nischen Gesamteinfuhr, Polens Ausfuhr statt 25,8 % im Jahr 1930 nur noch 16,8 % seines Ge-samtabsatzes. Selbstverständlich wären die Han-delsumsätze in der gegenwärtigen Krise auch ohne den Zollkrieg stark eingeschränkt worden. Die polnische Kaufkraft ist minimal, in Deutsch-land wirken die stark gesunkenen Einkommens-verhältnisse mit dem Ausbau der landwirtschaft-lichen Betriebe zusammen, um das Ziel einer immer stärkeren Unabhängigkeit Deutschlands von fremder Agrareinfuhr zu erreichen.

Diese landläufigen Tatsachen lassen auch die Haltung, die man bei uns zum Problem des pol-nischen Handelsvertrags einnimmt, erklärlich er-scheinen. Da die Gesamtaussichten sich so unendlich verschlechtert haben, drängt man sich nicht danach, das heiße Eisen einer Normalisie-rung der deutsch-polnischen Beziehungen anzu-fassen. Immerhin dürfen wir nicht vergessen, daß es hier eben noch diese offene Frage gibt, und wir werden vor allem auch weiterhin nicht nur die absoluten Ziffern der Umsätze zwischen Deutschland und Polen beobachten, sondern vor allem auch mit großer Aufmerksamkeit die Relationen zwischen dem Absatz Deutschlands und dem anderer Länder in Polen prüfen müssen. Wenn man bei uns auch vielfach heute so weit ist, daß man nicht ganz ungern auf Geschäfte verzichtet, die eine schwierige Finanzierung er-fordern, wird es doch unsere Aufgabe sein, daran zu erinnern, daß wir als die natürlichen Geschäfts-partner Polens immer noch gelten müssen. Wir werden also, auch wenn de facto nur geringe Umsätze zustande kommen, die Fühlung auf-recht erhalten müssen, um nicht die Kundschaft jenseits der Grenze sich allzu stark an andere Lieferanten gewöhnen zu lassen. In diesem Sinne ist die systematische Fortsetzung der Arbeit der

in Breslau domizilierenden deutsch-polnischen Handelskammer immer wieder zu begrüßen.

*

Wie im deutsch-polnischen Handel ist die Frage der Finanzierung, das heißt in den meisten Fällen der Kreditierung von Lieferungen heute in der gesamtpolnischen Wirtschaft noch erheblich mehr ausschlaggebend als bei uns. In Erinnerung ist, wie die ostoberschlesische Eisenindustrie die Lieferungen nach Rußland im vorigen Jahr gänzlich einstellen mußte, nicht zuletzt, weil sie ihre Russenwechsel nicht mehr unterbringen konnte. Neuerdings sind an die Kattowitzer A. G. und die Königs- und Laurahütte wieder recht er-hebliche Aufträge von der russischen Handels-vertretung gegeben worden, die es sogar er-möglicht haben, die Falvahütte, deren Hochöfen seit vorigem Jahr stillliegen, wieder in Betrieb zu nehmen. Auch der polnische Staat beabsichtigt, wieder Bestellungen nach Oberschlesien zu ver-geben.

So sehr man dem ostoberschlesischen Revier diese Erleichterung inmitten einer noch viel drückenderen Krise, als wir sie bei uns haben, gönnen wird — zumal noch immer in sehr erheb-lichem Umfange deutsches Kapital und deutsche Arbeiter und Angestellte jenseits der Grenze sich betätigen — ist doch die Bitterkeit zu verstehen, die manche bei uns bei solchen Nachrichten er-greift. In polnischen Kreisen nämlich wird hart-näckig die Behauptung verbreitet, daß ein nicht geringer Teil der dem Generaldirektor Flick von der Charlottehütte aus seiner neuesten Trans-aktion mit Gelsenkirchen-Aktien vom Reich aus zugeflossenen erheblichen Mittel zur Finanze-rung von Lieferungen der Kattowitzer A.-G. Ver-wendung finden soll. Man mag es begrüßen, daß Flick eine Verantwortung für die ostoberschlesi-schen Werke fühlt. Man könnte allerdings, unter dem Vorbehalt, daß sich die polnischen Mittei-lungen bestätigen, gewisse Vergleiche zwis-chen dem polnisch gewordenen und dem deutsch gebliebenen Revier anstellen und meinen, daß für das erstere — wenn auch auf indirektem Wege — öffentliche Mittel aufgewen-det werden, deren Größe gegenüber der Versa-gung staatlicher Hilfe bei der Aufrechterhaltung z. B. der Borsighütte zu denken gibt. Mit viel weniger Geld hätte man hier immerhin das einzige Blechwalzwerk Ostdeutschlands erhalten können, dessen Weiterführung nach der finanziellen Be-reinigung durch vorliegende Aufträge und ge-sicherte Quoten innerhalb der Produktionskartelle nicht in Frage gestanden hätte.

Es ergibt sich für den Südosten die lebenswichtige Frage, ob man von den Zentralstellen aus tatsächlich eine Wirtschaftspolitik betreiben will, die die Abschließung Schlesiens von seinen natürlichen industriellen Absatzmärkten als Dauerzustand hinnehmen will, oder ob man die großen Werte, die in der schlesischen Industrie und der schlesischen Facharbeiterschaft liegen, doch noch erhalten will mit der Aussicht, sie in späterer Zeit wieder sehr rentabel zu machen. Man stößt überall auf gleiche ungelöste Probleme, ob man nun nach Deutschoberschlesien sieht, oder zum Beispiel in das Riesengebirgsgebiet, wo gerade jetzt die früher außerordentlich wertvolle Produktionsstätte der Maschinenfabrik Starke und Hoffmann endgültig zum Erliegen zu kommen scheint. Man führt in diesem Zusammenhang Klage gegen öffentliche Stellen, gegen Großbanken und andere Institute.

Erinnerung an die 8. Schlesische Kulturwoche in Ratibor

Ein Monat ist vergangen, seit die 8. schlesische Kulturwoche in Ratibor zu Ende ging. Die Hauptstadt der Provinz Oberschlesien war diesmal der Treffpunkt aller am gesamt-schlesischen Stammenleben interessierten Kreise von hien und drüben. Und wenn auch diesmal, wie stets, in den Vortragsthemen das Teschener Problem oder das Hultschiner Ländchen besonders gewürdigt wurden, wenn auch der Trachtenzug schöne Gruppen aus dem benachbarten Hultschiner Land und besonders eindrucksvoll gestaltete Wagen mit der Symbolisierung dieses gewaltsam abgetrennten Landes zeigte, so war doch die gesamte Kulturwoche in allererster Reihe eine hervorragende Kundgebung des oberschlesischen Volkstums. Es war ein außerordentlich glücklicher Gedanke, den auf Mittwoch, den 29. Juni fallenden katholischen Feiertag „Peter und Paul“, der ein allgemeiner Festtag Oberschlesiens ist, für den großen Fest- und Trachtenzug zu benutzen. Nicht nur die reichen und farbenfreudigen Trachten der Festzugteilnehmer mit ihren uralten Hochzeitsgebräuchen, den vielen volkskundlich interessanten Gruppen waren es, die das Bild belebten, sondern vornehmlich die Zuschauer, die im Staat ihrer Tracht nach Ratibor gekommen waren, um das große Schauspiel sich anzusehen. Es war eine Freude, diese oberschlesischen Frauen und Mädchen in ihrer natürlichen freien Haltung, in der Anmut ihres Ganges zu beobachten. Es war von hohem Reize, die feinen und markanten Gesichter von jung und alt zu betrachten, die in vielen Fällen gar nichts Slawisches an sich hatten, sondern denen man die Verbundenheit uralter Volksstämme anmerkte. Nirgends ist es dem aufmerksamen Betrachter so klar geworden, daß Schlesien im Laufe der Urgeschichte, der Frühgeschichte und in geschichtlicher Zeit von 3 bis 5 Volksstämmen überlagert worden ist und daß sich aus diesen 5 Rassen, nämlich den Illyriern, den Germanen, den Kelten, den

Wenn auch im Augenblick sicherlich diese alle nur das Bestreben haben, ihre Engagements möglichst niedrig zu halten oder zu liquidieren, muß man sie doch auf die letzten Konsequenzen dieser vielleicht aus der Not des Augenblicks geborenen Politik für Schlesien aufmerksam machen. Rückführung der schlesischen Wirtschaft auf lediglich landwirtschaftliche Basis hat sehr schnell erreichbare Grenzen. Schlesien ist bekanntlich ein landwirtschaftliches Überschußgebiet und gibt sowohl von seinem Körneranbau, wie von seinen Hackfrüchten nicht unerhebliche Mengen an das Reich ab. Aber sehr stark wird sich die Landwirtschaft hier kaum noch intensivieren lassen. Wenn auch die technischen Möglichkeiten dazu durchaus bestehen, können die hohen Absatzspesen infolge der exzeptionell frachtungünstigen Lage die dafür notwendigen Aufwendungen leicht unrentabel machen. Darge.

Slawen und den deutschen Franken und Sachsen des Mittelalters, ein Volksstamm entwickelt hat, der ganz eigenartig und eigenwillig wächst und der dem deutschen Staatenverbände im Laufe einer 700jährigen Geschichte Treue gehalten hat, weil er von ihm und von dem deutschen Volkstum alles das erhielt, was ihn mit dem deutschen großen Vaterlande verband. In den wertvollen wissenschaftlichen Vorträgen von Dr. Raschke und Prof. Laubert wurden diese Gedankengänge dargestellt.

Hatten die Wissenschaftler den Reichtum deutscher Kultur in Oberschlesien bewiesen, so gab dieser Tatsache gefühlsmäßig in stärkster Form der Oberpräsident dieser Provinz, Dr. Lukaschek, Ausdruck. Seine Rede war weit mehr als eine landläufige Gelegenheitsansprache, sie enthielt ein Programm und eine ernste Mahnung an den Hoheitsstaat, oberschlesisches Volkstum zu pflegen und zu kräftigen, damit es als Eckpfeiler des deutschen Ostens den Stürmen, die ihn umbranden, trotze.

Wie deutsch Oberschlesien fühlt, das bewiesen die künstlerischen Veranstaltungen der Woche: Eichendorff ist den Oberschlesiern ein deutsches Symbol, und die jungen Dichter der Gegenwart, mit ihrer kraftvollen, oft wuchtig derben Sprache, sind gegenwartsstarke deutsche Menschen. Die ganze Liebe zum Heimatlande kam zum Ausdruck in großen gewaltigen Bühnenbildern, von denen das Bergmannslied und der Rhythmus der Bergmannskörper lange noch in der Erinnerung von Auge und Ohr schwingen werden. Die Fahnen von Nieder- und Oberschlesien aber flogen, von kräftiger Hand geschwenkt, an jenem sonnenerfüllten Peter- und Paulstage dem bunten Zuge, der ein ganzes Volk darstellte, voran. Die schlesischen Fahnen mögen der friedlichen Kulturarbeit Deutschlands im Osten vorangetragen werden.

Edmund Glaeser.

Bücher

SCHLESIER DES 16. BIS 19. JAHRHUNDERTS. Schlesische Lebensbilder, IV. Band, Priebatsch' Verlag, Breslau, 1931.

Dieser IV. Band der von der Historischen Kommission für Schlesien herausgegebenen Reihe gilt in erster Linie Männern der Renaissance und

der Reformation, in zweiter Linie schlesischen Romantikern; mit einer Anzahl von Biographien reicht er bis in unsere Tage.

Diese schlesische Menschenblüte in Zeitaltern eines neuen Weltgefühls wird, wenn man in der Beweglichkeit, der seelischen und geistigen, der

Entzündbarkeit den Hauptwesenszug des Schlesiens sieht, nicht wunder nehmen. Caspar Schwenckfeld von Ossigs, des religiösen Organisators und Schwärmers Leben und Wirksamkeit wird in ähnlicher Weise zum schlesischen Ausdruck für das gesamtdeutsche Geschehen, wie Hunderte von Jahren später, wiederum in einer Zeit des Aufbruchs, des Breslauer Universitäts-Professors Steffens Mund zum Sprachrohr für das Gebot der politischen Stunde. Um diese tiefen und glänzend geschriebenen Beiträge — der erste von Ernst Lohmeyer, der zweite von Eugen Rosenstock — lassen sich die übrigen Aufsätze dieses Bandes gruppieren. Die Fülle der Beiträge in diesem stattlichen Bande verbietet an diesem Ort eine Aufzählung, geschweige denn eine Behandlung im einzelnen. Zum Lobe dieses Bandes sei hier nur gesagt, daß wir durch den schlesischen Menschen die schlesische Heimat besser begreifen und lieben lernen. Sch.

EUGEN ROSENSTOCK: DIE EUROPÄISCHEN REVOLUTIONEN. Volkscharaktere und Staatenbildung. Jena (Diederichs) 1931.

„Die Inhalte aller europäischen Revolutionen stehen in streng gesetzmäßigem Zusammenhang. Sie folgen sich derart, daß der Papst beginnt (Gregors VII. „Papstrevolution“), die weltliche Obrigkeit folgt (deutsche Reformation); nun erhebt sich die englische Gentry (puritanische Revolution); es folgt die Bourgeoisie in Frankreich und zuletzt der Proletarier in Rußland...“ „Kirche und Schloß, Ritterschaft und Bürgerhaus in Europa und die bolschewistische Arbeitsstätte — sie sind alle auf der Lava eines Vulkans erobert.“ „Jedes Volk macht nur seine Revolution... Die Papstrevolution hat das Papsttum und hat Stadien geschaffen, die deutsche Reformation den deutschen Einzelstaat und die deutsche Nation: Jede Revolution ist nur zu 50 vom Hundert Sozialumwälzung, zur anderen Hälfte prägt sie die Völker.“

„In sechs großen Geschichtsabschnitten ist der Mensch in Europa, den wir den Europäer nennen, erschaffen worden. Sechsmal hat eine große Revolution diesen Menschen erfaßt... Die Kultur unseres Erdteils ruht auf diesen erfolgreichen Aufrufen zur Revolution aus dem Geist.“

„Die Periode der kirchlichen Umwälzungen heißt gewöhnlich Mittelalter, die der staatlichen Neuzeit. Mittelalter und Neuzeit zusammen bilden das Jahrtausend der Revolution.“

In diesen Formeln aus dem Text (deren letzte eine Revolution mehr aufzählt als die ersten beiden, weil sie die franziskanische Geistes-Erneuerung besonders zählt, die vorher in den Ablauf der „Papst-Revolution“ einbegriffen ist) läßt sich der Grundgedanke des Buches wohl besser mitteilen, als es mit Umschreibungen geschähe. Von der Überzeugungskraft freilich, mit der er entwickelt ist, und von der Fülle geschichtlichen Anschauungsgehalts, die sich in seinem Wirkungskreise belebt, kann kein Bericht ein Bild geben. Das vermag nur das zugleich fortreißend und prägnant geschriebene Buch selbst.

Seit Spenglers „Untergang des Abendlandes“ ist wohl kein Buch erschienen, das das Ganze der europäischen Kultur derart eindringlich durcharbeitete wie dieses. Mit Spenglers Werk teilt

es auch den Hang zur historischen „Mystik“, die Durchdringung der analytischen Betrachtung mit Zeichendeutung und Prophetie. Aber es besteht ein zwiefacher Unterschied zwischen Rosenstock und Spengler. Rosenstocks Betrachtung ist zugleich die strenger wissenschaftliche und die wärmer gläubige. Wenn er Typen der Gesinnung, Staatsgestaltung, Kulturgestaltung aufbaut, so entwickelt er sie auf dem sichersten Boden der Geschichtsforschung: aus den Zeugnissen der Selbstauffassung der Menschen und der Völker selbst. Er läßt, wie er es im Vorwort ausspricht, „die Vokabulare der großen Geisteswelten Europas selbst gegeneinander anrücken und kämpfen“. Man kann gewiß manchmal darüber streiten, ob die einzelne Vokabel nicht überwertet ist — ob der systematische Gedanke des Ganzen nicht ihrer Symbolkraft etwas gewaltsam nachgeholfen hat. Aber diese Störungen des Gleichgewichts zwischen der synthetischen Energie des Verfassers und der Selbstbezeugungskraft des Dokuments zeigen nur, wie gut beide im ganzen aufeinander abgestimmt sind.

Darum kann auch das, was soeben die Gläubigkeit des Buches genannt wurde, die Faßlichkeit seines Erkenntnisgehaltes nicht in Frage stellen. Immer wieder tönt das Wort „Weltgericht“ aus dem Buche; aber immer wieder ist es auch an dem Gerichts-Erlebnis der revolutionären Generationen realisiert. Und schließlich ist dieser Glaube an den Sinn des großen Ablaufs, der hier dargestellt wird, nur ein Element — und ein notwendiges Element — in dem Glauben, daß wir „am Abend des europäischen Sechstageswerks“ und als Erben der letzten Revolution, die nicht nur im Sowjetstaat, sondern auch im Weltkrieg beschlossen liegt, als Europäer und Deutsche selbst noch eine sinnvolle Aufgabe haben. „Die Geschichte ist Gegenwart. Ist sie es nicht, so mag sie vergehen und vergessen werden.“

R. Koebner.

RUDOLF FRANK und GEORG LICHEY: DER SCHÄDEL DES NEGERHAUPTLINGS MA-KAUA. Kriegsroman für die junge Generation. Müller & Kiepenheuer G. m. b. H. Verlag, Potsdam.

Die Autoren haben gemeinsam ein Kriegsbuch für die Jugend verfaßt. Sie erzählen die Geschichte eines deutsch-polnischen Jungen, der von deutschen Kanonieren in verlassenem und verwahrlostem Zustande in einem zerschossenen Dorfe in Russisch-Polen aufgegriffen wird. Er begleitet die Deutschen in ihre Kämpfe, und da sie ihn gut behandeln, hilft er ihnen mit seiner Kenntnis der polnischen Sprache und der polnischen Landschaft und mit seinem gesunden Jungenverstand. Sie führen ihn auch mit sich nach dem Westen, und er hilft ihnen dort ebenso; denn er hat allmählich das Kriegshandwerk erlernt. Außerdem ist er nicht Soldat, sondern völlig freizügig und kann, uneingeschränkt durch Vorschriften und Befehle von oben, nach eigener Anschauung handeln und immer dort sein, wo seine Hilfe gerade gebraucht wird. Die Deutschen wollen ihn schließlich für seine Tapferkeit und Treue belohnen und ihm durch ein Gesuch die deutsche Staatsangehörigkeit verschaffen. Das Gesuch wird bewilligt. Da der Junge aber im tiefsten Herzen doch kein rechter Deutscher ist und seinen Vater auf russischer Seite kämpfen, seinen Freund von den

Kugeln der Deutschen erschossen weiß, macht er sich nichts aus dieser Ehre und entflieht der deutschen Staatsangehörigkeit und den deutschen Soldaten. Soweit ist die Geschichte menschlich verständlich und in lebendiger, anschaulicher Darstellung der Schrecken, Greuel, Strapazen und Verständnislosigkeit des Krieges ein zugleich spannendes und zur Ablehnung jeglichen Krieges anregendes Buch. Leider tun die Autoren aber des Guten zuviel. Alle nur irgend aufzutreibenden, nur irgendwie dem jugendlichen Gemüte eingängigen Übel nicht nur des Krieges an sich, sondern vor allem auch der Kriegsführung sind in diesem Jugendroman zusammengepfercht und für die Jugend bearbeitet. Man merkt die Absicht und man wird verstimmt. Es muß deutlich gesagt werden: jeder vernünftige Mensch wird heute den Krieg als etwas Furchtbares ansehen. Aber wer in Deutschland zu seiner Ablehnung aufrufen will, sollte niemals und erst recht nicht in der heutigen Zeit schwerster Kämpfe des deutschen Volkes gerade die deutsche Kriegsführung zum abschreckenden Beispiel erwähnen und sie, aus der Perspektive eines nichtdeutschen Jungen gesehen, als unmenschlich oder lächerlich brandmarken.

D.W.

ERNST SCHÄFFER: GLÜCK AB. BAHNBRECHER DER LÜFTE. POUR LE MÉRITE. FLIEGER IM FEUER. Union. Deutsche Verlagsgesellschaft. Zweigniederlass. Berlin SW 68.

Der Verfasser, der im Kriege selbst Flieger gewesen ist, legt hier zwei Bücher vor, die beide historische Tatsachen aus dem Gebiete der Fliegerei äußerst anregend und anschaulich und mit großer Sachkenntnis erzählen. Das eine, „Glück ab“, sammelt die Porträts jener rastlosen genialen Männer, die als Erfinder oder Verbesserer, als Förderer mit Rat und Geld und Fürsprache oder als getreue und kundige Verwalter übernommenen Gutes der Entwicklung der Luftfahrt mit ihrer Kraft und oft auch mit ihrem Leben gedient haben, und deren Namen und Bedeutung zu kennen, eigentlich selbstverständliches Bildungsgut sein sollte. Das zweite Buch, „Pour le Mérite“, ist jenen größtenteils ganz jungen Menschen gewidmet, die im Weltkriege den schweren und verantwortungsvollen Kampf der Lüfte, oft Flugzeug gegen Flugzeug, Mann gegen Mann, oft letzte Ritter, geführt haben, und von denen nur wenige dem

Heldentode entronnen sind. Das Buch erzählt auch, wie diese Wenigen nach dem Kriege weiter für die Eroberung der Lüfte eingetreten sind und noch eintreten, und sich dem höchsten Orden, den sie im Kriege erworben haben, weiter würdig zeigen. Es ist ein Kriegsbuch, das sich aus dem Strudel der anderen mehr oder minder guten Kriegsbücher als ganz unpolitisch, als ernst und sachlich, und darum wertvoll, heraushebt. Die Bücher sind mit den Bildnissen der behandelten Persönlichkeiten illustriert und sollten überall, vornehmlich auch bei der Jugend, Eingang finden.

D.W.

HANS CHRISTOPH KAERTEL: STILLE STUNDE

Ein Buch aus den Wandertagen meines Lebens.

Verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn. 1932.

Der bekannte schlesische Heimdichter hat in diesem, seinem Sohne zur Konfirmation gewidmeten Buche eine Anzahl nachdenklicher Betrachtungen und Erzählungen vereinigt, in denen er über die stillen Stunden in seinem Leben plaudert und den Leser von der Hetzjagd des Lebens ablenken will. Die Schlichtheit und Ehrlichkeit seines Empfindens ergreift auch da, wo er nichts besonders Neues oder Ungewöhnliches sagt. Der Sinn des Büchleins wird am besten mit den eignen Worten des Verfassers gekennzeichnet: „Gott will nicht erjagt werden. Gott will erlebt werden. Mit ruhigem tiefem Atem eingeatmet werden.“

D. W.

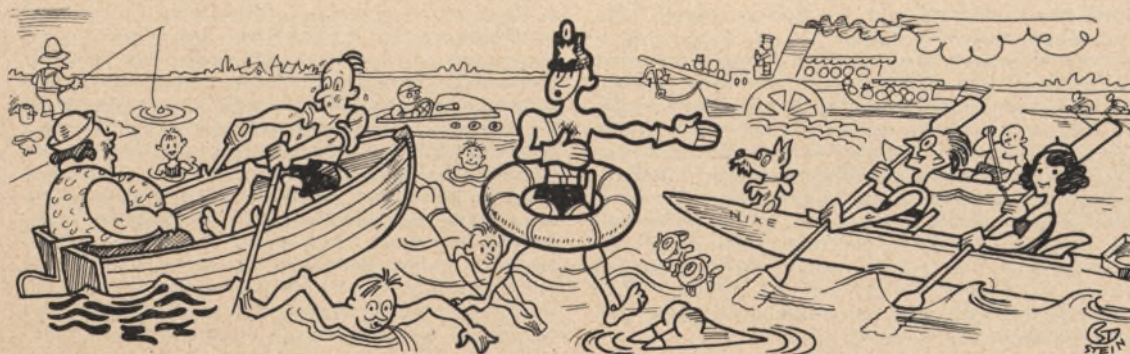
Bücher-Eingang

SINGAKADEMIE RATIBOR, 1880—1930. Festschrift zur 50-Jahrfeier der Singakademie Ratibor im Auftrage des Vorstandes bearbeitet von dem Redakteur Ludwig Jüngst. Ratibor 1930. Verlag Riedinger.

HANNS FREYDANK: DIE LANDMANNSCHAFT DER SCHLESIER AN DER FRIEDRICHS-UNIVERSITÄT ZU HALLE. Ein Beitrag zur Geschichte des studentischen Korporationswesens in Halle. Halle 1929. A. Riechmann u. Co.

JOSEF WITTIG: DAS SCHICKSAL DES WENZEL BOHM. Verlag Eugen Salzer, Heilbronn. 8. Auflage. 1931.

OTTO GILGEN: GEDICHTE. Als Manuskript gedruckt.



Der Wassersipo
Zeichnung von Gerhard Stein

Der Verkehr in der Oder hat in diesem Sommer solche Dimensionen angenommen, daß ihn ein eigener Verkehrs-Schutzmann regeln muß

Schlesisches Sümmeereich

Oderkrebse

Wer kürzlich den Hörbericht „An der Oder entlang“ im Rundfunk verfolgte, dem ist vielleicht ein drolliges Gedicht im Gedächtnis haften geblieben auf die kleine Stadt Beuthen a. O. und den Abzug ihrer Garnison, die sie über ein Jahrhundert in ihren Mauern beherbergte. Ein Berliner Kritiker, dem dieser reizende Hörbericht im allgemeinen schon zu gemächlich, romantisch und wenig sachlich erschien, schrieb etwas spöttisch über das Gedicht eines längst verstorbenen Lokalpoeten. Vergessen ist dieser Lokalpoet in der Oderniederung aber keinesfalls; im Gegenteil, eine stattliche Gemeinde erinnert sich in aller Welt mit frohem Lachen dieser eigenartigen Volkskunst, und die immer wieder neu aufgelegte Sammlung Tulkescher Gedichte unter dem Titel „Oderkrebse“ beweist die Volkstümlichkeit dieses drolligen Dichters.

Tulke war Maurer, gebürtig aus dem Dorfe Tschiefer, Kr. Freystadt. Seine Ergüsse, die alle Gelegenheitsgedichte sind, entstanden in dem Jahrzehnt von 1880—1890. Tulke ist ein echter schlesischer „künstlicher Mensch“, der neben seinem Beruf die Welt um sich mit frohen und zugleich scharfen Augen sah, der einen Reichtum von Herz und Gemüt besaß, der ebenso religiös war wie trunkfest, der musizierte und dichtete und durch dessen oft ganz holperige Verse und ihren unfreiwilligen Humor goldene menschliche Wahrheiten leuchten. Tulke gehört zu den unbekannten Schlesiern, der vielen Schlesiern, die Sinn für ihr Volkstum haben, näher gebracht zu werden verdient. Ob er nun Liebesgedichte, Abschiedsverse, wehmütige Erinnerungen verfaßt, ob er Feuersbrünste, Mordtaten, Unglücksfälle besingt oder glücklicherer Ereignisse, wie des Einzuges eines fürstlichen Ehepaares, Jubiläen oder Vereinsfesten, gedenkt, oder ob er bewußt humoristisch wird, stets tritt uns eine Fülle herzerfrischender Beobachtung und gesunden Volkstums entgegen, und immer zieht durch die oft ganz urwüchsig komischen Verse ein tiefer religiöser Gedanke. Tulke hat viel Verwandtes mit seiner den gebildeten Kreisen entstammenden Gegenfigur Friderike Kempner. Wer Sinn für biederfröhliche Volkskunst hat, dem kann Tulke ein Quell der Freude sein.

Als Probe geben wir

Ein gekränktes Brautpaar

„Es kriemelt mich, es krammelt mich,
Vom Herzen muß es runter,
Ich kann etwas vergessen nicht,
Es stößt mir auf mitunter.
Vor kurzem wurde ich getraut
In X. Y. Z. mit meiner Braut.

Ich hatt ein Brautlied mir gewählt,
Heißt: „Jesu, geh voran“,
Doch aber, was mich heut noch quält,
Es kam ein andres dran.
Mein Gott, man sang das Brautlied mir
„Aus tiefer Not schrei ich zu dir“.

Sie hatten alle recht geschrien,
Doch aber ich schwieg still,
Mir tat der Eheweizen blühn
Nach Wunsch die Hüll und Füll,
Die Hochzeitstafel war gedeckt,
Warum mit tiefer Not man neckt?

Man geht mit rel'giösem Sinn
Stets in das Gotteshaus,
Es liegt vom Eltern-Herz schon drin.
Drum geht man, wenn getraut,
Vom Standesamt zu dem Altar,
Und bleibet christlich immerdar.“

Und wenn wir ferner als vorläufige Probe dieses originellen Mannes das Geburtstagsgedicht zum 40. Wiegenfeste seines Freundes und Namensvetters Tulke hier bringen, so möge damit die Gedichtreihe von Familienereignissen beschlossen sein. Vielleicht haben Leser dieser Hefte Appetit auf weitere Oderkrebse, und wenn sie dieses Gedicht nicht langweilt, dann könnten in einem der nächsten Monate, auch wenn sie ein „r“ in ihrem Namen haben, noch weitere folgen.

„Mein guter Freund und Bruder Du,
Ich mache keine Ulke,
Es war ein Zufall, es traf zu:
Ich heiß so wie Du, Tulke.
Ich bin ein ehrenwerter Mann,
Mein Freund, dafür seh ich dich an,
Ja, Heinrich Tulke ist Dein Name,
Hieronymus, so heißt Dein Sohn,
Emma und Selma, nicht im Wahne,
Das sind ja Deine Töchter schon.
Nun hast Du noch 'ne gute Frau;
Eu'r Leben sei 'ne grüne Au.
Heut bist Du 40 Jahre alt,
Am 10. Julitage.
Viermal genullt, o Du Gestalt,
Ich stell an Dich die Frage:
Wie wird es mit Dir weiter gehn,
Wo ist das Fernglas, wo tut's stehn?
Ich weiß ein Fernglas, 's ist geschliffen,
Durch das weiß stets ja, wo man ist,
Durch das wird man nicht unrecht schiffen,
Mein Freund, das heißet Jesu Christ.
Ein solches Fernglas schaff' Dir an,
Dann gehest Du auf eb'ner Bahn.
Nun wünsch' ich Dir zum Wiegenfeste
Vom lieben Gott das Allerbeste!

Mitgeteilt von Edmund Glaeser.

**Schauspiele
Opern**

Filme

Konzerte

**Vorträge
Bilder**

Bücher

Reisen

zu niedrigsten Einheitspreisen durch die

Breslauer Volksbühne

Geschäftsstelle: Schweidnitzer Straße 8a (Woolworthhaus), Eingang Karlstraße

Mittwoch und Sonnabend: 10—19 Uhr, sonst 10—14 und 17—19 Uhr

Tatsache ist:
1. tens, daß Apotheker **Wärmbrunner Nerven-Balsam**,
hergestellt aus Gewirgskräutern, das besterprobte Mittel ist bei:
Ischias, Gicht, Nerven-Herz- u. Rheumaleiden
2. tens, daß **Wärmbrunner Pillen (Abführpillen)**
hergestellt aus Pflanzen-Extracten, bewährt haben bei:
Hämorrhoidalbeschwerden,
Gallenleiden, tragem Stuhl,
Fettsucht, bei Blut-
reinigungskuren.

Apotheker **G. Kluge**, Schloss-Apotheke, Bad Warmbrunn i. Riesengeb.
Bezug direkt u. durch andere Apotheken.

Besonderer Beachtung

empfehlen wir den dem vor-
liegenden Heft angeglieder-
ten Prospekt über den

Endkampf der Geschlechter

von Dr. med. W. Pettersson
Berlin W. 62

Kynastvolksspiel „Kunigunde“

Burg Kynast / 13. Spieljahr

Über 550 Aufführungen

Vom 29. Juni bis 31. August

Mittwoch, Sonnabend, Sonntag 16 Uhr

Vereine, Schulen: Sondervergünstigung

Anfragen:

Oberschreiberhau, „Haus Bergfrieden“, Telefon 163

= Waldemar Müller-Eberhart-Spiele e. V. =

Der Wanderer im Riesengebirge

*Unentbehrlich für den Touristen
und Wintersportler, wie für den
Freund der Heimat u. des Gebirges*

Jeden Monat ein reich bebildertes Heft
Bezugspreis: Vierteljährlich 75 Pfg.
Probenummern kostenfrei durch

Wilh. Gottl. Korn, Zeitschr.-Abt., Breslau 1

„Räder dreh'n die ganze Welt,
Alle Welt 'Die Räder' hält.“

Die Räder

Illustrierte Zeitschrift für Volk, Arbeit und Aufbau.
Offizielles Organ der Technischen Nothilfe e. V.

30000 Bezieher

Inhalt: Aufsätze allgemeinbildenden
Inhalts: Romane, ernste und heitere Er-
zählungen, Abenteuergeschichten
Rubriken: Wirtschaft und Arbeit, Aus
dem Reiche der Technik, Motor und Radio,
Frau und Heim, Gesundheit und Hygiene,
Sport und Körperpflege, Kunst und Thea-
ter, Geschäft und Erfolg, Fragen und Ant-
worten, Bücherschau, Das Wetter, Rätsel
Erscheint 2mal monatl. 24 Hefte im Jahr

Bezugspreis: Jährl. RM 8.75, halbjährlich
RM 4.50, vierteljährlich RM 2.50, im voraus
zahlbar. Es werden nur Jahresbestellun-
gen entgegengenommen

Probenummern und Werbeschriften kostenlos

Unsere Abteilung „Buch-Dienst“ bietet Ihnen an:

Das Riesen- u. Isergebirge

Ein schlesisch-böhmisches Heimatbuch
von Wilhelm Müller-Rüdersdorf
Mit Zeichnungen v. Friedrich Iwan u. a.
und 4 Kunstbeilagen nach Radierungen
von E. Fuchs und Fr. Iwan.

166 S. in Leinen statt RM 4.50 nur RM 2.40

Räder-Verlag G.m.b.H., Bln.-Steglitz

Birkbuschstr. 18, Tel. G 9 Albrecht 1101, Postsch. Berlin 793 13

Künst

Förderung durch verständnisvolle eingehende Berichterstattung unter bevorzugter Pflege des Schlesischen Kunstlebens betrachtet die Schlesische Zeitung als eine besonders wichtige Aufgabe

Künste

in allen ihren Ausdrucksformen wird in der Schlesischen Zeitung von anerkannten Kunstgelehrten u. Praktikern eingehend gewürdigt

Kritiken

Kritiken in der Schlesischen Zeitung sind von jeher als besonders sachkundig u. tiefgründig anerkannt

Die Kunstfreunde Ostdeutschlands lesen daher in erster Linie die

Schlesische



Zeitung

Verlag Wilh. Gottl. Korn

Breslau 1 — 191. Jahrgang

Zwei Ausgaben:

Vollausgabe (tägl. 2 mal) monatl. RM. 4,50

Ausgabe A (tägl. 1 mal) monatl. RM. 3,—

einschließl. der Wochenbeilage Schlesische Illustrierte Zeitung

DIE VOLKSWACHT

größte sozialdemo-
kratische Tages-
zeitung des Ostens

ist das Blatt der
**Arbeiter, Angestellten
und Beamten**

Anzeigen
haben stets Erfolg

So groß →

wird Ihr Gewinn durch In-
sertion in der

**Neuen
Breslauer
Zeitung**

Herrenstraße 20

Tel. 23 147/48

Probe-
nummern
jederzeit
gratis
erhältlich



Das
maßgebende kulturelle Führerblatt
Oberschlesiens, die Heimatzeitschrift
des südostdeutschen Grenzlandes
ist die illustrierte Monatszeitschrift

Der Oberschlesier

Herausgeber Karl Czodroß

Verlag Oppeln, Eichendorffstr. 14

Bezugspreis vierteljährlich 3 M.

„Niemand, der sich mit ober-
schlesischen Kultur- und Bildungsfragen
beschäftigt, kann achtlos am ‚Ober-
schlesier‘ vorbeigehen.“

*

Besucht das schöne Schweidnitz!



Blühende Mittelstadt mit 33400 Einwohnern. Malerisch gelegen am Fuße des Eulengebirges als dessen nördliche Eingangspforte, umgeben von einem lückenlosen Grüngürtel — den früheren Festungswerken — und reich an historischen Erinnerungen und alten Bau- und Denkmälern. Das Wahrzeichen von Schweidnitz ist die katholische Pfarrkirche mit einem 103 m hohen Turm — dem höchsten Turm Schlesiens — und einer herrlichen Kathedrale, die auf ein über 600 jähriges Bestehen zurückblicken kann. Die evangelische Friedenskirche, nach dem Dreißigjährigen Kriege ganz aus Holz und Lehmfachwerk erbaut. Das auch in seiner jetzigen Gestalt schon wieder über 200 Jahre alte Rathaus. Die Stadt besitzt ein Warmbad und ein neuzeitlich eingerichtetes Freischwimmbad mit 5300 qm Wasserfläche und 5000 qm Luft- und Sonnenbad in herrlichster Lage. Schweidnitz ist Ausgangs- und Durchgangspunkt für zahllose Ausflüge in das wundervolle schlesische Mittelgebirge mit guten Bahn- und Autoverbindungen.

Alles Nähere durch den Magistrat.

Verkehrs- u. Presseamt



Die Begegnung zwischen Religion und modernem Schrifttum!

DICHTERGLAUBE

Stimmen religiösen Erlebens

357 Seiten

Brosch. RM. 8.50

Leinen RM. 9.80

Keine Anthologie, sondern Originalbeiträge
90 europäischer Autoren über ihre Stellung zur Religion

Mitarbeiter: Paul Alverdes / Henri Barbusse / Ernst Barlach / Walter Bauer / Martin Beheim-Schwarzbach / Gerda von Below / Gottfried Benn / Rudolf G. Binding / Hans Friedrich Blunck / Johan Bojer / Waldemar Bonsels / Karl Bröger / Otto Brües / Martin Buber / Hans Carossa / Paul Claudel / Hermann Claudius / Theodor Däubler / Hildur Dixelius / Alfred Döblin / Hans Heinrich Ehrler / Walther Eidlitz / Paul Ernst / Robert Faesie / Gertrud von le Fort / Friedrich Freiherr von Gagern / Otto Gmelin / Wolfgang Goetz / Friedrich Griesse / Paula Grogger / Paul Gurk / Manfred Hausmann / Hermann Hesse / Karl Hesselbacher / Kurt Heynicke / Klara Hofer / Ricarda Huch / Rudolf Huch / Hanns Johst / Hans Christoph Kaergel / Friedrich Kayßler / Jakob Kneip / Edlef Koeppen / Friede H. Kraze / Hermann Anders Krüger / Isolde Kurz / Manfred Kyber / J. Anker Larsen / Heinrich Lersch / Ernst Lissauer / Thomas Mann / Agnes Miegel / Gerhard Menzel / Walter von Molo / Börrries, Freiherr von Münchhausen / Alfons Paquet / Rudolf Paulsen / Gertrud Prellwitz / Romain Rolland / Karl Röttger / Wilhelm Schäfer / Albrecht Schaeffer / Jakob Schaffner / Ruth Schaumann / Richard von Schaukal / Anna Schieber / Ernst Schmitt / Friedrich Schnack / Wilhelm von Scholz / Rudolf Alexander Schröder / Gustav Schüler / Hermann Stehr / Alexander Graf Stenbock-Fermor / Emanuel Stickelberger / Otto Stössl / Ludwig Strauß / Auguste Supper / Frank Thieß / Felix Timmermans / Ernst Toller / Siegfried von der Trenck / Fritz von Unruh / Will Vesper / Helene Voigt-Diederichs / Joseph Magnus Wehner / Ernst Wiechert / August Winnig / Otto Wirz / Joseph Wittig

Die ersten Urteile:

Der Literaturhistoriker:

„Je mehr ich darin lese, je mehr wird mir bewußt, daß es das großartigste Bekenntnisbuch unserer zerrissenen und suchenden Zeit ist, und wenn ich es literarhistorisch betrachte, ein Schlüsselbund zur Eröffnung vieler Geheimnisse.“

Prof. Dr. Julius Petersen.

Der Theologe:

„Ich schreibe diese Zeilen als evangelischer Theologe und bekenne als solcher: Kein Buch ist im letzten Jahre erschienen, das für die Kirche, für die christlichen Theologen und Laien von solcher Bedeutung zur Erkenntnis der Geisteslage wäre, wie diese Sammlung von Dichterzeugnissen.“

Prof. D. Paul Althaus in „Berliner Börsenzeitung“.

Der Dichter:

„Unter den religiösen Büchern unserer Zeit wird es sicher das umstrittenste, aber auch sicher lebendigste bleiben.“

Hans Christoph Kaergel in „Dresdener Nachrichten“.

Der Kritiker:

„Der Eckart“ hat den Stein ins Rollen gebracht, hat eine Umfrage gerichtet an die Dichter der Zeit über ihre Stellung zur Religion, und die Antworten wurden zur Lawine, zu einem Sturm von solcher Kraft und Gewalt, daß man sich diesem Buch bedingungslos ausliefern muß. Neunzig Dichter haben geantwortet, und aus neunzig Stimmen tönt immer wieder das Ringen um Gott und um den Sinn der Welt.

Immer wieder sind es jene ganz persönlichen Bekenntnisse, die Erlebtes als Erlebtes und nicht als Erkenntnis gestalten, Erinnerungen, Bilder, die uns mit der zusammengeballten Wucht einer Tragödie oder eines epischen Werkes treffen.

Zweifler und Gläubige, Gegner und Propheten stehen nebeneinander, und so wird das Buch als Ganzes ein überwältigendes Bild von den tausend Wegen, auf denen die Menschheit von heute zu ihrem Gott strebt.

Eine Umfrage ist veranstaltet worden, und das Ergebnis ist ein Werk, das die tiefsten Gründe der Zeit aufreißt, das für jeden Leser Zwang und Hilfe, Forderung und Geschenk zugleich ist. Ein Buch, das mit stärkster und überzeugender Kraft auf das Urproblem unseres Menschendaseins hinweist, die Urfrage alles Menschenlebens und Strebens stellt und vielfältig beantwortet. Es ist so vielleicht der erste große Schritt gemeinsamen Führens zur Einkehr und zur Einsicht.“

Hans-Joachim Flechtner in „Die Literatur“.

Der Pfarrer:

„Wer der Religion des Menschen der Gegenwart nachspüren will, kann an diesem Buch nicht vorbeigehen. Es ist ein Zeugnisbuch von unerhörter Wucht. Für Menschen, die Sinn und Verständnis für die höchsten Werte des Lebens haben, kann es kaum ein zweites Buch aus der Gegenwart geben, das so ein Spiegel des religiösen Ringens unserer Tage ist.“

Oberpfarrer Telle, Lychen.

ECKART-VERLAG G. M. B. H. / BERLIN-STEGLITZ

Ein Wanderbrevier für die Ferienzeit!

Das deutsche Wanderbuch

Wanderfahrten von Goethe bis zur Gegenwart

Herausgegeben vom Kunstwart durch

Josef Hofmiller

252 Seiten mit 24 Zeichnungen. Kartoniert RM. 4.30, gebunden RM. 5.40

Wer sich zum wirklich genußfrohen Wandern, das nicht nur dem Körper die notwendige Erholung bringen, sondern auch seelisch beglücken und bereichern soll, innerlich bereit machen will, der vertiefe sich in dieses köstliche, vom Duft der deutschen Wanderpoesie erfüllte Wanderbrevier.

Königsberger Allg. Ztg.: „Die schönste Blütenlese aus dem reichen deutschen Schrifttum dieser Art. Es ist eine Erquickung und Belehrung zugleich, dieses echt deutsche Buch zu lesen. Daß es der Jugend besonders viel zu sagen hat, braucht kaum betont zu werden.“

H. Chr. Kaergel i. d. Schles. Ztg.: „Ein Bädker der deutschen Seele. Gerade in einer Welt, die so hungrig nach ein wenig Freude ist, kommt dieses liebe deutsche Buch wie ein besonderes Geschenk. Lieber Wanderbruder, das Buch mußst du liebhaben!“

Das Buch vom deutschen Walde, der rechte Begleiter für jeden Wald- und Naturfreund!

Vom grünen Dom

Ein deutsches Waldbuch

Im Namen der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen herausgegeben von

Walter Schoenichen

341 Seiten auf Kunstdruckpapier mit 61 Abbildungen in biegsamen Ganzleinenband geb. RM. 6.—

Erst das Wissen von den Erscheinungen der Natur, von ihrem Werden und Vergehen vermag unser Naturempfinden zu höchster und feinsten Regung zu beschwingen. Zu solchem von Naturliebe getriebenen Eindringen in Wesen und Leben des deutschen Waldes will das Buch ein Führer sein. Es schildert in großen Zügen, nicht in trockenem Belehrungston, sondern in lebendigem, fesselndem Vortrage, welche Schicksale den deutschen Wald im Laufe der Geschichte betroffen haben, welche Bäume ihn zusammensetzen, welche Blumen und Tiere unter dem Schirm seiner Wipfel wohnen, wie der Mensch seine Gaben sich zu dauernder Nutzung erhält, und wie alles dies zusammenwirkt, um dem Walde das Antlitz zu geben, das er uns heute darbietet.

Der Volkserzieher: „Für den Freund der Natur ist dieses Buch geradezu unentbehrlich. Schon wegen der vielen lichten Bilder aus dem Leben des Waldes, alle dem unbewachten Augenblick abgelauscht und mit sicherem Liebesblick festgehalten. Das ist die Stadt, die wir anderen suchen, in der allein wir restlos glücklich werden können.“

Verlag Georg D. W. Callwey / München